

„Schieß gut, aber freue dich nicht“

Erich Hackl, der österreichische Herausgeber dieser Anthologie, beschäftigt sich seit Jahrzehnten mit dem Spanischen Bürgerkrieg, er hat u.a. gemeinsam mit Hans Landauer 2008 das *Lexikon der österreichischen Spanienkämpfer* herausgegeben. Die Autorinnen und Autoren der Anthologie sind Frauen und Männer, die über längere Zeit als Milizionäre, Angehörige der Internationalen Brigaden oder reguläre Soldaten der Republikanischen Volksarmee an den Fronten kämpften oder in Lazaretten und Krankenhäusern Verwundete pflegten. Andere – Publizisten, die auf eigene Faust, im Auftrag einer Zeitung oder als Mitarbeiter von Hilfsorganisationen nach Spanien kamen, sowie SchriftstellerInnen – hielten sich oft nur kurz oder vorübergehend dort auf. Bis auf wenige Ausnahmen sind vor allem Texte deutschsprachiger AutorInnen in dem Buch versammelt. Sie waren Kommunisten, Anarchisten, Sympathisanten der antistalinistischen POUM oder auch parteilose Antifaschisten. Mit dieser Auswahl will Erich Hackl die Vielfalt der politischen Positionen auf Seiten der Republik berücksichtigen. Viele der AutorInnen waren jüdischer Herkunft, was im Buch leider unerwähnt bleibt.

Texte, die ideologisch gefärbt sind und/oder realpolitischen Interessen dienen, hat der Herausgeber wegen ihrer „Phrasenhaftigkeit“ und „politischen Borniertheit“ nicht in die Anthologie aufgenommen, außerdem, so der Herausgeber, zeugten sie von der Unkenntnis des Landes und seiner Geschichte sowie einem stereotypen Menschenbild.

Die Reihenfolge der Texte folgt weitgehend der Chronologie der Ereignisse, setzt dabei auch geographische Schwerpunkte und berücksichtigt thematische Zusammenhänge. Im ersten Abschnitt der Sammlung steht unter dem Titel „Der Klang der Revolution“ die Situation in Barcelona im Mittelpunkt der einzelnen Texte und wird der große Konflikt innerhalb der Republik thematisiert: „Was hat Vorrang, der Krieg oder die Revolution?“.

Madrid ist der Schauplatz des zweiten Abschnitts „Unter schwerem Feuer“. Die Texte handeln von der Verteidigung Madrids durch die republikanischen Kräfte, dem Bombenhagel deutscher Jagdflieger, das vom Krieg bestimmte Alltagsleben in der Stadt.

Die nächsten beiden Abschnitte „Wer mordet, lügt auch“ und „Der Krieg im Krieg“ befassen sich mit der Repression in den von Franco-Truppen eroberten Zonen und den Straßenkämpfen in Barcelona im Mai 1937.

Das fünfte Kapitel berichtet von „Angst und Heldentum“ der Soldaten in der Schlacht von Guadalajara im März 1937 und von den Brancardiers, die sich dem Geschosshagel des Feindes aussetzen müssen, wenn sie die Verwundeten bergen wollen. Angst und Heldentum findet sich auch bei den Angehörigen des Internationalen Sanitätsdienstes und den von ihnen versorgten Verwundeten.

Im nächsten Kapitel, das die Chronologie unterbricht, wird in drei Erzählungen die Reaktion von Menschen in anderen Ländern Europas auf den Spanischen Bürgerkrieg geschildert.

Der Abschnitt „Die Frage nach der Vergeblichkeit“ bildet den Abschluss der Anthologie. Die einzelnen Texte erzählen vom Abschied der „Internationales“ von Spanien, der Verabschiedung der Internationalen Brigaden in Barcelona, der Flucht über die Pyrenäen, den Internierungslagern in Frankreich, dem vergeblichen Versuch, internationale Hilfe für die hungernde Zivilbevölkerung Spaniens zu organisieren.

Die Gesamtheit der Texte vermittelt ‚wie nebenbei‘ eine Fülle von Informationen über den Spanischen Bürgerkrieg. Natürlich sind es immer nur Brocken von Informationen, aber viele Erzählungen ziehen

die LeserInnen so in das Geschehen hinein, dass sie dazu animieren, das gewonnene Wissen zu vertiefen: über die militärischen Konfrontationen, die Unterstützung Francos durch Hitler und Mussolini, die Nichteinmischungspolitik demokratischer Staaten, die Auseinandersetzungen zwischen Anarchisten und Kommunisten, die Internationalen Brigaden, die Entzerrungen und Kollektivierungen in Barcelona, der beginnende Wandel des Frauenbildes und die Maßnahmen, die Lebenssituation der Frauen zugunsten ihrer Emanzipation zu verändern, die Lebensbedingungen der armen SpanierInnen usw.

Beeindruckend, aber keinesfalls als Helden idealisiert, zeichnen sich in den Erzählungen die Persönlichkeiten der ErzählerInnen und ihrer MitstreiterInnen ab. Sie zeigten Mut, Solidarität, Mitgefühl, sie verstehen es, andere zu ermutigen, sie machen sich besorgt Gedanken darüber, was der Krieg aus ihnen macht, sie empören sich über das chauvinistische und kleinbürgerliche Verhalten deutscher Kader etc.

Viele kommen aus dem Exil, in das sie vor dem Faschismus in Deutschland geflohen sind, um in Spanien ihren Kampf gegen den Faschismus fortzusetzen, manche mit dem Ziel, der ‚Weltrevolution‘ näherzukommen. Die Ernsthaftigkeit ihrer politischen Haltung zeigt sich in ihrem Durchhaltevermögen trotz der Schrecken des Krieges, die die einen an der Front, die anderen in den Krankenhäusern erleben.

Beim Lesen der Erzählungen stellt sich eine Nähe zu den jeweiligen Protagonisten und ihren MitstreiterInnen her. Unwillkürlich taucht die Frage auf, wie würde ich in dieser oder jener Situation denken, fühlen, handeln, was kann ich von den ErzählerInnen lernen? Deshalb ist es gut und wichtig, dass es diese Anthologie gibt, ganz abgesehen von den literarischen Qualitäten der ausgesuchten Erzählungen.

Erich Hackl (Hg.): So weit uns Spaniens Hoffnung trug. Erzählungen und Berichte aus dem Spanischen Bürgerkrieg. Zürich: Rotpunktverlag, 2016

Christiane Barabaß

Unter der Oberfläche brodeln die Vergangenheit

„Qué es la guerra? Los de aqui dentro lo saben! Muertes olvidadas. – Was ist Krieg? Die hier liegen, wissen es. Die vergessenen Toten.“ Mit diesem Zitat aus dem Buch lockt der Verlag den Leser. Wer am Spanien-Krieg interessiert ist, sollte dieser Werbung nicht widerstehen, denn das Buch, bereits 2006 erschienen und seit 2014 auch auf Deutsch vorliegend, hält, was die wenigen Andeutungen versprechen. Auf den Spuren der namenlosen und vergessenen Toten zeichnet der Autor ein Bild des Spanischen Krieges. Er geht den Ursachen auf den Grund, lotet die Gegebenheiten der spanischen Gesellschaft aus – vor und nach der Gründung der zweiten Republik – und untersucht all deren Auswirkungen bis heute. Er reiht die einzelnen Geschichten sorgsam aneinander und gibt so einen umfassenden Rückblick.

Jason Webster, der mit seiner Frau in den Bergen bei Valencia wohnt, beschreibt seine Situation in dem Land, in dem er als Ausländer lebt, das ihm zweite Heimat geworden ist und dessen Menschen er sehr schätzt. Ein Zufall führt ihn auf die Spur der historischen Ereignisse, deren Folgen unter einer Oberfläche von Verschweigen, Vergessen und Lüge brodeln. Webster taucht – anfangs zögerlich, dann immer bewusster – in die Vergangenheit ein; er besucht Orte und Menschen und sucht nach Antworten. Sein Weg führt ihn von Ceuta über Granada zum Alcázar de Toledo weiter nach Burgos. Er spart Madrid nicht aus, kommt nach Barcelona und anschließend nach Frankreich. Durch seine Erzählung werden Menschen, die

Leonore Ansorg: Politische Häftlinge im nationalsozialistischen Strafvollzug. Das Zuchthaus Brandenburg-Görden. Berlin: Metropol, 2015

Marie-Kristin Hauke, Thomas Vogel: Erinnerung in Ulm. Demokratischer Neubeginn nach 1945. Auseinandersetzungen um den Nationalsozialismus. Ulm: Klemm & Oelschläger, 2014

Christoph Koch: Gab es einen Stalin-Hitler-Pakt? Charakter, Bedeutung und Deutung des deutsch-sowjetischen Nichtangriffspakts vom 23. August 1939. Frankfurt am Main: Peter Lang Edition, 2015

Antony Beevor: Der spanische Bürgerkrieg 1936–1939. München: Pantheon Verlag, 2015

Lagergemeinschaft Buchenwald-Dora e.V., Vereinigung der Verfolgten des Naziregimes – Bund der Antifaschisten (VVN-BdA): 70. Jahrestag Selbstbefreiung der Häftlinge. KZ-Buchenwald, Berlin Lagerarbeitsgemeinschaft Buchenwald-Dora e.V., 2015

Ulrich Schmidt von Altenstadt; Christoph Bauer (Hg.): Eid und Gewissen: Zwischen Hitlers Mühlsteinen. Recherchen zur Geschichte des Generalstabsoffiziers Hans-Georg Schmidt von Altenstadt, Berlin, epubli Verlag 2016

Alexandre Froidevaux: Gegengeschichten oder Versöhnung. Erinnerungskulturen und Geschichte der spanischen Arbeiterbewegung vom Bürgerkrieg bis zur Transición (1936–1982). Heidelberg: Verlag Graswurzelrevolution, 2015

Ulrich Schneider, Jean Cardoen; Antifaschistischer Widerstand in Europa 1922 – 1945. Köln: PapyRossa, 2015

Filippo Focardi: Falsche Freunde? Italiens Geschichtspolitik und die Frage der Mitschuld am Zweiten Weltkrieg. Paderborn: Ferdinand Schöningh, 2015

Aktives Museum Faschismus und Widerstand Berlin e.V. in Zusammenarbeit mit der Gedenkstätte Deutscher Widerstand (Hg.): VERFAHREN – „Wiedergutmachung im geteilten Berlin“. Berlin: Lukas Verlag, 2015

Wolfgang Faller (Hg.): Zwangsarbeit im Nationalsozialismus. Bd. 12. Gedenkarbeit in Rheinland-Pfalz. Mainz: Landeszentrale für politische Bildung Rheinland-Pfalz, 2014

Helga Krohn; Gesellschaft für Frankfurter Geschichte e.V.: Bruno Asch. Sozialist. Kommunalpolitiker. Deutscher Jude 1890–1940. Frankfurt am Main: Brandes & Apsel, 2015

Neuzugänge

Stephan Stracke, Lieselotte Bahia, Peter Fey: In letzter Minute. Nationalsozialistische Endphaseverbrechen im Bergischen Land. Bildungsmaterial zur Wuppertaler Polizei- und Widerstandsgeschichte. Verfolgung und Widerstand in Wuppertal. Wuppertal: De Noantri, 2015

Bente Gießelmann u.a. (Hg.): Handwörterbuch rechtsextremer Kampfbegriffe. Schwalbach: Wochenschauverlag, 2016

Florence Hervé; Martin Graf (Hg.): Natzweiler-Struthof. Ein deutsches Konzentrationslager in Frankreich. Natzweiler-Struthof. Un camp de concentration allemand en France. Köln: PapyRossa, 2015

Torben Fischer, Matthias Lorenz: Lexikon der Vergangenheitsbewältigung in Deutschland. Debatten- und Diskursgeschichte des Nationalsozialismus nach 1945. Bielefeld: transcript, 2015

Karl Heinz Roth: Griechenland am Abgrund. Die deutsche Reparationsschuld. Eine Flugschrift. Hamburg: VSA, 2015

Clarissa Linden: Ich warte auf Dich, jeden Tag. München: Knauer, 2015

Paco Roca: Die Heimatlosen. Comic. Berlin: reprodukt, 2015

Stefan Berger (Hg.): Gewerkschaftsgeschichte als Erinnerungsgeschichte. Der 2. Mai 1933 in der gewerkschaftlichen Erinnerung und Positionierung nach 1945. Essen: Klartext, 2015

Angelika Rieber; Eberhard Laeuen; Annette Andernacht: Haltet mich in gutem Gedenken. Erinnerung an Oberurseler Opfer des Nationalsozialismus. Oberursel: Spurensuche, 2015

Jens Schley (Hg.): Thüringen 1945. Januar bis Juni. Kriegsende und amerikanische Besatzung. Quellen zur Geschichte Thüringens. Erfurt: Landeszentrale für politische Bildung Thüringen 2016

Marion Lillienthal; Karl-Heinz Stadtler; Wilhelm Völcker-Janssen (Hg.): „Auf Omas Geburtstag fahren wir nach P.“ Die gewaltsame Verschleppung von Juden aus Waldeck-Frankenberg 1941/42. Kassel-Riga, Sobibor/Majdanek, Theresienstadt. Korbach: Wolfgang-Bonhage-Museum, 2013

Gine Elsner: Als Betriebsarzt bei Adler, Opel oder Hoechst. Arbeitsmediziner während der NS-Zeit in Hessen. Hamburg: VSA, 2016

David Barnouw: Das Phänomen Anne Frank. Essen: Klartext, 2015

während des Krieges agierten, eindrucksvoll lebendig immer eingebettet in das heutige Leben – mit allen Konflikten, die sich bis in unsere Zeit ziehen.

Oftmals hadert Webster mit den Menschen, die er nun von einer anderen, bislang verborgenen Seite kennenlernt. Umso mehr fühlt er sich denen verbunden, die ihn unterstützen, die Mauer des Schweigens zu durchbrechen. Wir erleben solch ein Abenteuer auf zwei Zeitebenen, mit tiefen, hervorragend recherchierten Einblicken in die spanische Vergangenheit. Die Erzählungen werden ergänzt durch ein Personenverzeichnis, Karten, einen Zeitstrahl der wichtigsten Ereignisse und einen Quellennachweis. Websters Urteil über die Geschichte ist letztlich nicht gefällig, seine Beurteilung unserer Zeit mehr als kritisch. Der Leser wird förmlich gezwungen, mit ihm zu zweifeln, zu leiden, zu hoffen, und schließlich seine eigenen Beurteilungen und Urteile zuzulassen.

Auf 320 Seiten lädt der aus Kalifornien stammende Autor, der in Oxford in arabischer und islamischer Geschichte graduierte, den Leser auf diese spektakuläre Zeitreise ein. Er macht einen umfangreichen, fundierten Einstieg in ein Thema möglich, das in der Öffentlichkeit noch allzu oft im Schatten anderer Weltereignisse steht.

Jason Webster: Guerra. Eine Reise im Schatten des Spanischen Bürgerkriegs. Aus dem Englischen von Tobias Raubuch. St. Ingbert: Conte Verlag, 2014

Enrico Hilbert

Die Heimatlosen - eine Graphic Novel

Es ist kein neues Phänomen, dass Geschichte in Form einer Bilderzählung bzw. eines Comics erzählt wird. Seit Art Spiegelmans Werk „Maus“ sind zahlreiche künstlerische Aufarbeitungen und Interpretationen auch zur NS-Zeit erschienen. Nun vergegenwärtigt die Graphic Novel „Die Heimatlosen“ von Paco Roca den Kampf um die Spanische Republik. Dabei stellt der spanische Autor und Comiczeichner aber nicht die Geschehnisse zwischen 1936 und 1939, den Jahren des „Spanischen Bürgerkriegs“, in den Mittelpunkt seiner Erzählung. Vielmehr widmet er sich einer der oft verdrängten Nachgeschichten dieses zentralen europäischen Ereignisses, das auch eine Art Stellvertreterkrieg war. Zahllose Freiwillige aus den unterschiedlichsten Ländern und mit den unterschiedlichsten politischen Traditionen beteiligten sich und die Konflikte zwischen den verschiedenen Strömungen der politischen Arbeiterbewegung traten offen hervor.

Rocas Geschichte beginnt 1939 im Hafen von Alicante. Von hier aus versuchen zahllose Republikaner nach der Niederlage der Spanischen Republik das Land zu verlassen, darunter auch Miguel Ruiz, der Protagonist dieser Erzählung. Im Gegensatz zu anderen gelingt es Ruiz, aus Spanien zu entkommen. Sein Weg führt ihn über französische Arbeitslager in Nordafrika, über die Beteiligung am Afrika-Kampf der Alliierten, der Landung in Frankreich und der Befreiung von Paris mit der Kompanie „La Nueve“ bis hin zum Leben im französischen Exil nach Kriegsende. Diese Geschichte bildet den Kern der fiktiven Erzählung Rocas, angelehnt an historische Dokumente und Fakten und Biografien von republikanischen Spanienkämpfern. Gelungen verschränkt Roca diese Geschichte mit der Gegenwart. Ein junger Mann, der wie der Autor Paco Roca heißt, begibt sich in Frankreich auf die Suche nach einem verschollenen Spanienkämpfer. Er begegnet einem älteren, mürrisch wirkenden Mann, der – zunächst wortkarg und langsam – Stück für Stück seine Erinnerungen preisgibt. Grafisch setzt Roca die Gegenwart schwarz-weiß von der farblich gezeichneten Vergangenheit ab.

Rocca erzählt eine spannende Teilgeschichte des Spanischen Bürgerkriegs, aber auch der militärischen Zerschlagung des NS-Regimes. Dass es spanische

Republikaner waren, die als erste ins Pariser Zentrum bei der Befreiung im August 1944 vorrückten, war lange verschwiegen worden. Deutlich zeichnet er auch, wie mit den republikanischen Kämpfern nach 1939 umgegangen wurde. Damit zeichnet Rocca ein differenziertes und realistisches Bild der ehemaligen Spanienkämpfer, ohne Schattenseiten zu kaschieren. Entstanden ist auf diese Weise ein lesenswertes Gedenkbuch, das sich leider aber für den Einsatz in der schulischen Geschichtsvermittlung nur bedingt einsetzen lässt – der hohe Anschaffungspreis von knapp 40 Euro verhindert dies. Für Interessierte bietet das Buch dafür aber jede Menge Aspekte, die eine vertiefende Beschäftigung mit den „Heimatlosen“ des Spanischen Bürgerkriegs und der französischen Erinnerungskultur auslösen kann.

Paco Roca: Die Heimatlosen. Berlin: Reprodukt, 2015

Thomas Altmeyer

Flüchtiger Glanz

„Das ganze Land duftete nach Lavendelblüten, nach Erde, die aus einem langen Winterschlaf erwachte; und wir waren so jung und so frei, fühlten, dass wir einzig und allein auf der Welt waren, um sie zu verändern! ... Es war der Glanz eines Apriltages, und damals ahnten wir nicht, wie flüchtig er sein würde; wer hätte gedacht, dass diese ansteckende Freude fünf Jahre später in sinnlosem Gemetzel enden würde.“ (Trini)

In seinem Roman lässt Joan Sales drei junge Menschen berichten, wie der Bürgerkrieg ihre Ideale vernichtet und die ihnen vertraute Gesellschaft bis zur Unkenntlichkeit verändert. Alle drei kommen aus Barcelona: Lluís, gerade mit dem Jurastudium fertig, hat sich aus Protest gegen seinen bürgerlichen Vormund den Anarchisten angeschlossen, er lebte „in freier Liebe“ mit Trini und dem gemeinsamen Sohn zusammen. Trini wächst in einer anarchistischen Familie auf, ihr Vater ist angesehener Herausgeber einer anarchistischen Zeitung. Der dritte, Cruells, war auf einem Priesterseminar, als der Krieg ausbricht; er dient im gleichen Bataillon wie Lluís.

Es gibt noch einen vierten jungen Mann, Juli Soleràs, enger Freund von Lluís und Trini. Soleràs kommt nicht selbst zu Wort, die anderen erinnern sich an Begebenheiten und Gespräche mit ihm. Soleràs, ebenfalls Anarchist, ist hochintelligent, scharfzüngiger Zyniker und hat viele Gesichter; er intrigiert, verrät seine Freunde und wechselt während des Krieges die Fronten.

Der erste Teil besteht aus tagebuchartige Aufzeichnungen von Lluís; er hat sich freiwillig zu einem Bataillon gemeldet und kommt in ein Dorf, das zuvor in der Hand von Anarchisten war. Diese haben den Bürgermeister vertrieben, den Burgherrn und die Mönche eines nahegelegenen Klosters ermordet. Da das Bataillon noch auf Rekruten und Ausrüstung wartet, hat Lluís viel Zeit, in der er das rückständige Leben der Dorfbevölkerung und das verwüstete Kloster erkundet, das ein Geheimnis birgt. Bei seinen Erkundungen gerät er in den Bann der Geliebten des ermordeten Burgherrn; sie war das ehemalige Dienstmädchen, das vor allem von den Frauen des Dorfes verachtet wird. Lluís will ihr zu ihrem Recht verhelfen. Bald darauf ist er an der Front, mitten im Kampf. Seine Gruppe gerät in einen Hinterhalt: „Endlich haben meine Männer verstanden! Sie gehen zum Angriff über, es ist ein Hauen und Stechen. Sie schlitzten allen mit den Macheten die Bäuche auf, selbst denen, die auf die Knie fallen und um Gnade flehen. Meine Schreie verhallen ungehört: ‚Was macht ihr da, ihr Tiere! Lasst sie in Ruhe! Genug gemordet!‘“

Den zweiten Teil bilden Briefe, die Trini aus Barcelona an Soleràs schreibt. Sie fühlt sich einsam und von Lluís unverstanden. Eindringlich schildert sie die Veränderungen in der zuvor lebensfrohen Stadt:

großer Hunger und alles ist rationiert, ständige Bombardierungen, ein blühender Schwarzmarkt, nächtliche Schüsse, angezündete Kirchen und ermordete Priester, heimliche Gottesdienste auf dem Dachboden, Trupps junger Männer, schwarz gekleidet und mit schwarz-roten Tüchern vor dem Mund, die kontrollierend durch die Viertel ziehen, irgendwelchen Komitees, welche die Produktion lahmlegen. Sie erlebt die Stadt als „eine aus den Fugen geratene Welt“. Es ist Trinis Vater, der von „anarchistischen Banden“ spricht, von „revolutionärem Karneval“, in dem sich jeder mit welchen Absichten auch immer verkleiden kann. Er kritisiert diese Zustände, die mit Anarchismus, wie er ihn versteht, nicht das geringste zu tun haben, in seiner Zeitung auf das Schärfste, wird überfallen und muß sich verstecken. Cosme, sein bester Freund, wird von diesen Banden ermordet, als er von einem geheimen Massengrab berichtet.

Der dritte Teil besteht aus Erinnerungen von Cruells, zwanzig Jahre nach Ende des Bürgerkriegs aufgezeichnet. Er hat sein Studium der Theologie beendet und lebt als Priester in einem Industrievorort von Barcelona. Vom heuchlerischen Treiben der Kriegsgewinnler abgestoßen, zieht er sich in ein Bergdorf zurück. Sein Rückblick ist von der erlittenen Niederlage und einer tiefen Sinnkrise geprägt. „Die Monate vergingen, und allmählich verloren wir die Hoffnung, die uns in den schlimmsten Zeiten anarchistischer Ausschreitungen aufrechtgehalten hat, die Hoffnung, dass das Chaos nur vorübergehend sei, dass die autonome Regierung ihre Autorität wiedererlangen und dem Krieg den einzigen Sinn verleihen würde, der ihn in unser aller Augen rechtfertigte: die Verteidigung dessen, was uns einte, was uns vor allem anderen hätte einen können, unserer bedrohten Heimat.“ Sein Bataillon liegt an der Aragon-Front zunächst in einem sogenannten „toten Abschnitt“. In dieser Zeit versucht Cruells, das Zerwürfnis zwischen Lluís und Trini, entstanden durch den Verrat Soleràs', zu heilen. Und er versucht auch, mit christlich-existenzialistischen Überlegungen die Sinnfrage zu lösen. Doch bald kehrt der Krieg in einer massiven feindlichen Offensive mit Flugzeugen und Panzern zurück. Es ist der Anfang vom Ende.

Joan Sales (1912-1983) war in seiner Jugend Mitglied der katalanischen Kommunistischen Partei und unterstützte deren Versuche, Kommunismus und katalanischen Nationalismus zu verbinden. Im Bürgerkrieg kämpfte er in anarchistischen Milizen, zuletzt an der Aragon-Front, dem Schauplatz von „Flüchtiger Glanz“. Nach der Niederlage geht er ins Exil, zunächst nach Frankreich, dann über Haiti nach Mexiko. 1948 kehrt er nach Barcelona zurück und nimmt die Arbeit an seinem Roman auf. Er erscheint 1956 noch unter Franco auf Katalanisch in einer stark zensierten Fassung; für die 1962 erscheinende französische Ausgabe konnte Sales beträchtliche Erweiterungen hinzufügen. Mit der Ausgabe des Hanser-Verlags liegt nun erstmals eine deutsche Übersetzung dieses Klassikers der katalanischen und der Bürgerkriegsliteratur vor.

Joan Sales: Flüchtiger Glanz. Roman. Aus dem Katalanischen übersetzt von Kirsten Brandt. München: Carl Hanser, 2015

Ursula Krause-Schmitt

Stille Helden: Hilfe für Verfolgte

Mit „Menschen auf dem Prüfstand“, herausgegeben von Claudia Schoppmann, übergibt die Gedenkstätte Stille Helden die Erinnerungen

von Elisabeth Hofacker (geb. Teske, Jahrgang 1928) der Öffentlichkeit. Im Mittelpunkt steht dabei die Hilfstätigkeit ihrer Eltern, des Ehepaars Luise und Wilhelm Teske, für verfolgte Juden in den Jahren 1933 bis 1945.

Die Publikationen dieser Reihe erschienen zu einem Zeitpunkt, der einen Einschnitt in der Gedenkarbeit darstellt. Veranstaltungen mit Zeitzeugen sind in absehbarer Zeit nicht mehr möglich. Andere Wege der Begegnung mit der Vergangenheit müssen gefunden werden. Eine Möglichkeit dazu eröffnet das Museum Stille Helden. Es ist Teil eines Gedenkstätten-Ensembles in den Hackeschen Höfen in Berlin-Mitte. Dort befinden sich gleich drei Einrichtungen – die Berliner Dependance des Anne Frank Hauses, das Museum Blindenwerkstatt Otto Weidt, wo unter anderem Inge Deutschkron versteckt wurde, und eben das Museum „Stille Helden“.

Hier wird vor allem an Menschen erinnert, die „kleinen“ Widerstand geleistet haben, oft ohne Anbindung an irgendwelche Gruppen oder Organisationen. In einer vorbildlichen multimedialen Aufarbeitung lassen sich in dem Museum seit Oktober 2008 die unterschiedlichsten Beispiele couragierten Handelns von Einzelpersonen und kleinen Gruppen recherchieren.

2013 hat das Museum mit der Herausgabe der Schriftenreihe „Publikationen der Gedenkstätte Stille Helden“ begonnen. Darin erscheinen die Erinnerungen von Zeitzeugen im Wesentlichen unkommentiert, versehen mit kurzen Einleitungen. Als Band zwei, auf 144 Seiten und ausführlich bebildert, erschien „Menschen auf dem Prüfstand“ von Elisabeth Hofacker. Auf erstaunliche Weise ist das Museum in den Besitz dieses Textes gekommen.

Die 1988 verstorbene Elisabeth Hofacker hat die Texte Mitte der 1980er Jahre verfasst – möglicherweise auf Grundlage einer Namensliste, die 1961 erstellt wurde. Sie umfasst etwa 60 Personen, denen ihre Eltern geholfen hatten. Sie verhalf ihnen damit zur Anerkennung im Rahmen der Berliner Ehrungsaktion „Unbesungene Helden“.

Was mit dem Text nach ihrem Tod geschah, ist unbekannt. Das Manuskript taucht erst 2008 in Australien wieder auf. Peter Witting, ein ehemaliger Spielkamerad von Elisabeth, der erst nach Shanghai und dann nach Australien ausgewandert war, bekam es von einem Freund aus Shanghai, dem es möglicherweise zugesandt worden war, weil darin die Flucht Wittings nach Shanghai erwähnt wird. 2011 übergab Witting das Manuskript der Gedenkstätte Deutscher Widerstand, so dass es nun veröffentlicht werden konnte.

In einer Zeit, in der es kaum noch möglich ist, auf Zeitzeugen zurückzugreifen, ist diese Art von Publikation besonders wertvoll. Wenn Elisabeth Hofacker erzählt, dann kommen ihre Erinnerungen direkt und unverstellt durch literarische oder wissenschaftliche Erwägungen zu Wort. Das wirkt manchmal etwas naiv und kann auf Kosten der Präzision gehen, gibt dem, was sie sagt, aber fast die Authentizität, die Zeitzeugengespräche so gewinnbringend macht.

Elisabeth Hofacker, Jahrgang 1928, ist im Bayerischen Viertel in Berlin-Schöneberg aufgewachsen. Ihr Vater hatte dort ein Schuhgeschäft. Die Eltern gehörten der freikirchlichen „Christlichen Versammlung“ an, wo der Vater als Prediger und zum Teil in leitender Funktion aktiv war. Der Bericht seiner Tochter lässt allerdings keinen direkten Bezug zwischen seiner Verankerung in dieser Gemeinschaft und seiner Hilfstätigkeit erkennen. Sie scheint ein rein privates Engagement des Ehepaars Teske gewesen zu sein – allerdings motiviert durch eine tiefe persönliche Gläubigkeit.

Dieser Glaube wird vor allem dann deutlich, wenn Elisabeth Hofacker von sich selbst spricht. Sie wolle mit diesen Berichten ein Zeichen setzen „für Gottes Führung, Durchhilfe und Bewahrung in einer Zeit der Angst und des Schreckens“, heißt es in der Einleitung (S. 21). Sie wolle „dazu ermutigen, Jesus Christus als Herrn und Heiland ins eigene Leben aufzunehmen“.

Vor dem sehr individuellen Hintergrund erscheint die Breite des Engagements erstaunlich. Woher wusste Wilhelm Teske von all diesen hilfsbedürftigen Menschen? Wie sind die Kontakte zustande gekommen? In einigen Fällen scheinen sich Menschen direkt an ihn gewendet zu haben, weil sie wussten, dass von ihm Hilfe zu erwarten war. Wie konnte er bei einer solchen Öffentlichkeit aber der Aufmerksamkeit der Gestapo entgehen?

Man muss bei der Lektüre in Rechnung stellen, dass es sich um sehr stark reflektierte Kindheits-erinnerungen handelt. Es ist damit zu rechnen, dass Elisabeth Hofacker viele Begebenheiten aus zweiter Hand durch Erzählungen ihrer Eltern oder anderer Personen kennen gelernt hat. Zur Zeit der frühesten Begebenheiten, die sie berichtet, war sie gerade einmal fünf Jahre alt. Allerdings ist sie schon früh in die Hilfstätigkeit ihrer Eltern eingebunden worden, als Botin oder um Lebensmittel zu jüdischen Familien zu bringen.

Die Edition fällt Elisabeth nicht distanzierend ins Wort, sondern konzentriert sich darauf, in Fußnoten sehr ausführlich nähere Informationen zu Personen und Ereignissen zu liefern, die in dem Manuskript erwähnt werden.

Elisabeth Hofacker: Menschen auf dem Prüfstand. Eine Berliner Familie im Widerstand gegen die Judenverfolgung, herausgegeben von Claudia Schoppmann, Publikationen der Gedenkstätte Stille Helden, Bd. 2. Berlin: Metropol, 2013

Norbert von Fransecky

Mehr Fragen als Antworten

Formen der Sexualität, die nicht der Norm heterosexueller Zweigeschlechtlichkeit entsprechen, werden von der etablierten Geschichtswissenschaft bis heute weitgehend ignoriert. Die Erforschung der Situation Homosexueller im Nationalsozialismus ist daher wesentliches Verdienst subkultureller, prekär finanzierter Geschichtsschreibung, stellt Corinna Tomberger in ihrem Beitrag zum Sammelband „Homosexuelle im Nationalsozialismus. Neue Forschungsperspektiven zu Lebenssituationen von lesbischen, schwulen, bi-, trans- und intersexuellen Menschen 1933–1945“ fest. Der Band ist der Ertrag einer Tagung im Februar 2013 unter gemeinsamer Leitung der Bundesstiftung Magnus Hirschfeld und dem Institut für Zeitgeschichte und gibt einen sehr guten Überblick über den aktuellen Stand der Debatte sowie Anregungen für künftige Forschungen. Auf 144 Seiten werden in 17 kurzen Beiträgen von AutorInnen unterschiedlicher Fachdisziplinen und Perspektiven methodische Überlegungen, Forschungsdesiderate, Perspektiven und regionale Projekte diskutiert.

Buchbesprechungen

Der Sammelband verfolgt dabei das Ziel, institutionelle und fachliche Grenzziehungen zu überschreiten und unterschiedliche Ansätze gezielt zu vernetzen, so der Herausgeber Michael Schwartz in seinem einleitenden Artikel.

So erfreulich die Zielsetzung, so enttäuschend leider der Beitrag des Herausgebers, der, um begriffliche Genauigkeit bemüht, Begriffe selbst falsch und ungenau verwendet. Formulierungen wie „intersexuelle Orientierung“ oder „homosexuell veranlagte Menschen“ sind nicht adäquat. Auch scheint Schwartz die Kritik der „queer theory“, die doch gerade über Geschlechterzuschreibungen hinausweist, als weitere Geschlechteridentität misszuverstehen. Seine Überlegungen, Geschlechtereinteilungen würden zunehmend „verschwimmen“, lassen einen eigenen Standpunkt vermissen. Schließlich versäumt Schwartz, klar zwischen Homosexuellen und als homosexuell Verfolgten zu unterscheiden. Vergleichbare Ungenauigkeiten finden sich auch in einigen Folgebeiträgen. Die Begriffe Transvestiten und Transsexuelle scheinen bisweilen synonym gebraucht zu werden. Gerade in einem Sammelband zu diesem Thema wäre ein durchgehend angemessener Umgang mit Geschlechter-Fremd- und Selbstbezeichnungen von allen AutorInnen wünschenswert gewesen.

Sehr wichtig ist die Überlegung Corinna Tombergers, die darauf hinweist, dass lesbische, schwule, bisexuelle, trans- und intersexuelle Identitäten der Gegenwart darstellen, die während des Nationalsozialismus nicht gebräuchlich waren und durch Übertragung zu falschen Vorannahmen führen können. Tombergers These, „aufgrund der Nähe“ der beteiligten ForscherInnen zum Gegenstand sei die Gefahr von Verzerrungseffekten insbesondere bei Arbeiten homosexueller ForscherInnen auszumachen, vermag hingegen nicht zu überzeugen. Auch heterosexuelle ForscherInnen belegen eine Position in der herrschenden Sexualordnung: die nicht-abweichende. Zudem ist jede Forschung subjektiv geprägt.

Der Paragraph 175 Reichsstrafgesetzbuch stellte sexuelle Handlungen zwischen Männern unter Strafe. Frauen konnten nur über Umwege sanktioniert werden; die Repression erfolgte unsystematisch. Gudrun Hauer begründet diese Differenzierung über Geschlechterrollen, der Zuweisung des Privaten an die Frau, des Öffentlichen an den Mann. Nur schwules war ein politisch-skandalöses, weil öffentliches Begehren; lesbische Liebe fand dagegen im Privaten statt. Claudia Schoppmann führt die Differenzierung vor allem auf die Geschlechterhierarchie zurück. Weil Frauen keine einflussreichen Positionen innehatten, stärker kontrolliert wurden und ihnen keine eigenständige, vom Mann unabhängige Sexualität zugestanden wurde, galt ihre Homosexualität als sozial ungefährlicher. Ingeborg Boxhammer und Christiane Leidinger begreifen schließlich Denunziationen als Veröffentlichung des Privaten und Grundlage für staatliche Regulierung lesbischer Liebe. Wichtig ist ihr Appell, unabhängig zu analysieren, den sozialen Hintergrund, politische Einstellungen und Mehrfachstigmatisierungen mitzudenken.

Besonders interessant, vor allem auf Grund der unsystematischen Repression, sind die beiden Beiträge von Rainer Herrn und Ulrike Klöppel zur Situation von als „Transvestiten“ bezeichneten und intersexuellen Menschen. Klöppel konstatiert, es stellten sich mehr Fragen, als

bereits Antworten gegeben werden könnten. Diese Einsicht stellt sich nach der Lektüre des Sammelbands insgesamt ein: Es besteht noch enormer Forschungsbedarf. Die lange Tradition heteronormativer Sexual- und Genderordnung und ihr Fortleben nach 1945 ließen offene autobiografische Quellen kaum entstehen; ZeitzeugInnen sterben. Einhellig formulieren die AutorInnen die Fülle an Forschungslücken, den Bedarf an Vernetzung und finanzieller Förderung. Der wichtige Sammelband wirkt in diesem Sinne alarmierend und ist allen Interessierten als Forschungsanregung zu empfehlen.

Michael Schwartz: Homosexuelle im Nationalsozialismus. Neue Forschungsperspektiven zu Lebenssituationen von lesbischen, schwulen, bi-, trans- und intersexuellen Menschen 1933–1945. München: Oldenbourg, 2014.

Anna Junge

Résistance und Ethnologie: Germaine Tillion

Eine außergewöhnliche Frau lässt der hier besprochene Band entdecken: die Ethnologin und Résistance-Kämpferin Germaine Tillion (1907–2008). In ihrer Einleitung zeichnet die Herausgeberin Mechthild Gilzmer dieses „Jahrhundertleben“ nach. Tillion wuchs in einer gebildeten und kunstinteressierten, christlichen und republikanischen Familie im Département Haute-Loire auf, studierte Ethnologie in Paris und verbrachte etliche Jahre auf Forschungsreise im ost-algerischen Aurès-Gebirge.

Anfang Juni 1940, kurz vor dem Einmarsch der Nazis, kehrte sie nach Paris zurück, Ende Juni schloss sie sich der Résistance ihrer KollegInnen des Völkerkundemuseums *Musée de l'Homme* an. Nach der Erschießung ihrer Kollegen leitete sie das Netzwerk als Kommandantin. Das hieß: Informationen beschaffen, Kontakte zu Nachrichtendiensten halten, Fluchthilfe und Untergrundpresse organisieren und das eigene Leben riskieren. Sie wurde denunziert und mit ihrer Mutter im August 1942 verhaftet. Im Gefängnis Romainville konnte sie noch an ihrer Dissertation über eine Ethnie des Berbervolks weiterarbeiten. Im Oktober 1943 wurde sie als NN ins KZ Ravensbrück deportiert. Dort verweigerte sie die Arbeit bei Siemens und in festen Kommandos, wurde deshalb als „verfügbar“ eingestuft, wodurch sie nach Bedarf für anfallende Arbeiten eingesetzt werden konnte und somit in die untere Hierarchie des KZ-Systems gelang. Ihre Mutter wurde im März 1945 vergast. Sie selbst verdankte ihre Rettung der späteren Publizistin Margarete Buber-Neumann, die sie im Krankenrevier versteckte. Dort schrieb Tillion ihre Notizen zu Ravensbrück und eine Operette: „Verfügbar aux enfers“ (in der Hölle).

Nach der Befreiung im April 1945 trug Tillion die Namen und Daten ihrer Mitgefangenen zusammen. Das Nationale Forschungszentrum CNRS, für das die Wissenschaftlerin vor dem Krieg gearbeitet hatte, erlaubte ihr nun, die Beschäftigung mit afrikanischen Kulturen aufzuschieben zugunsten einer Enquete über die Naziverbrechen. Tillions Buch „Ravensbrück“ erschien 1946.

Mitte der 1950er Jahre kehrte sie im Auftrag der französischen Regierung nach Algerien zurück, versuchte während des Unabhängigkeitskrieges zu vermitteln und setzte sich gegen Folter, Massaker und die Todesstrafe ein.

Als 1970 Revisionisten die Existenz einer Gaskammer in Ravensbrück leugneten, entschloss sie sich, erneut über Ravensbrück zu veröffent-

lichen. Das Buch – zugleich Erfahrungsbericht, Dokumentation und wissenschaftliche Reflexion – erschien 1973, eine dritte erweiterte Auflage 1988, in Deutschland 1998. Da ist der scharfsinnige Blick der Ethnologin mit der Empathie der erfahrenen Frau gepaart. „Das reine Wissen reicht nicht“, sagte Germaine Tillion, die eigene Erfahrung und das Mitfühlen seien ebenso wichtig.

Später klärte sie über die Lage der Frauen in Nordafrika und im Mittelosten auf, trat für die Emanzipation der Frauen im Mittelmeerraum ein.

Die im Band vom bulgarischen Historiker Tzevan Todorov 2009 ausgewählten Texte (zwei Drittel der Texte waren übrigens bisher auch in Frankreich unveröffentlicht) folgen diesen biografischen Linien. Nach den Texten über ihre Arbeit als Ethnologin und ihre drei Aufenthalte im Aurès-Gebirge in Algerien zwischen 1934 und 1940 folgen Abschnitte über Widerstand, Gefängnis und Deportation (1940–1945), in denen Tillion feststellt: „Wir sind in dem Maß für die von Menschen begangenen Verbrechen mitverantwortlich, in dem wir wegschauen.“ Danach folgen die Auseinandersetzung mit Faschismus und Lager (1945–1954) sowie Tillions Engagement gegen den Algerienkrieg (1954–1957) und die Folter im Allgemeinen.

Es sind kluge Texte, die zum Nachdenken anregen; sie sind Genuss und Gewinn zugleich, weil sie „Wissen und Erfahrung“, „Leidenschaft und Vernunft“ zusammenbringen, weil sie mit Humor und Ironie geschrieben sind.

Hinzuzufügen wäre, dass sich Germaine Tillion bis zum Ende ihres Lebens in das politische Geschehen einmischte. 2003 kritisierte sie den Krieg gegen den Irak und kommentierte den Aufstieg des Rechtsextremismus in Europa: „Man darf niemals feige sein, sonst öffnet man den großen Verbrechern Tür und Tor.“ Mit WiderstandskämpferInnen initiierte sie 2004 einen Appell an die jungen Generationen, gegen soziale Ungerechtigkeit und gegen die internationale Diktatur der Finanzmärkte einzustehen. „Nichts ist endgültig errungen“, hat sie einmal gesagt. „Wir haben die absolute Pflicht zur Wachsamkeit. Denn das Übel kann jederzeit wiederkommen.“

Germaine Tillion wurde Ende Mai 2015 mit der Résistance-Kämpferin Geneviève de Gaulle-Anthonioz in den Ruhmestempel Panthéon aufgenommen.

Germaine Tillion: Die gestohlene Unschuld. Ein Leben zwischen Résistance und Ethnologie. Übersetzt, hrsg. und mit einem einführnden Essay von Mechthild Gilzmer. Ausgewählt und mit einem Nachwort von Tzvetan Todorov. Berlin: Aviva-Verlag, 2015

Florence Hervé

Die Aktualisierung germanischer Mythologie

Die germanische Mythologie mag den meisten Deutschen nur von Ferne bekannt sein; weniger jedenfalls als die griechischen Helden Achill und Odysseus, die schöne Helena oder die Gesänge der Sirenen. Unter Rechtsextremisten bilden Odin, Thor oder die Walküren, welche die auf dem Schlachtfeld „ehrenvoll Gefallenen“, die Einherjer, zu Odin nach Walhall führen, dagegen ein Identifikationsmuster. Mit entsprechenden Namen, Zeichen, Symbolen, Wappen, Ritualen, Zahlencodes, Kleidung und Musik „erkennt“ und produziert man sich nach innen und grenzt sich gegen die Außenwelt ab. Die verschiedenen Aspekte dieses Phänomens

im Rechtsradikalismus wurden auf einer zweitägigen offenen Tagung im November 2013 in Worms und der Gedenkstätte KZ Osthofen referiert und diskutiert. Volker Gallé gab als Kulturkoordinator der Stadt Worms im Januar 2015 den dazugehörigen Tagungsband heraus.

Im Eröffnungsbeitrag spricht Volker Gallé davon, dass er in den 1970er und 1980er Jahren seine „Beheimatungen reisend, lesend und musizierend in der keltischen Kultur Irlands und der Bretagne, in der indianischen Kultur der Navajos und der Irokesen sowie in der französischen Kultur“ gesucht habe, aber überall auch nach seinen eigenen kulturellen Wurzeln gefragt wurde, „nach Liedern, Geschichten, Erfahrungen, Selbstverständnis“ (S. 7). So habe er – von außen darauf verwiesen – sich intensiv mit seiner Geburtsheimat Rheinhessen beschäftigt.

Das heimatkundliche Interesse veranlasste ihn, zwischen einer republikanischen und einer völkischen Interpretation des Volksbegriffs zu unterscheiden. Die völkische Interpretation durch den historischen Nationalsozialismus habe beinahe eine Tabuisierung all dessen zur Folge, was mit Wörtern wie „Heimat“, „Volk“, „deutsch“ usw. verbunden sei. Damit würden diese Bereiche den Rechten überlassen. Volker Gallé weist jedoch auf freiheitliche Traditionen der deutschen Geschichte hin, welche die „Frage von Neubestimmungen und -erzählungen von deutscher Identität und germanischen Sinnbezügen“ (S. 18) rechtfertigen. „Wichtig erscheint mir, dass offenbar eine ungebrochene, wenn auch be- und verdrängte Linie von der deutschen Aufklärung im Sturm und Drang über Vormärz und Romantik und die Arbeiterbewegung bis in die Weimarer Republik besteht, in der die republikanische Utopie Deutschlands in Bezug zu germanischen, indianischen und französischen Narrativen gesetzt wird“ (S. 12).

Georg Schuppener arbeitet die Schnittmenge zwischen historischem Nationalsozialismus und heutigem Rechtsextremismus heraus. Dazu gehört nicht nur die Unterscheidung zwischen „Ariern“ oder der „Herrenrasse“ und „minderwertigen“ Rassen, sondern auch der Widerhall germanisch-nordischer Mythologie. „Macht, Gewalt, Kampf, Stärke, Überlegenheit und Männlichkeit[,] [...] der alles zerschmetternde Thorshammer“ (S. 27), üben auf gefährdete Adoleszenten starke Anziehungskraft aus und bedienen omnipotente Sehnsüchte. Die Abgrenzung gegenüber der Mehrheitsgesellschaft ist fundamental: Demokratie und Christentum („Odin statt Jesus“) sollen beseitigt werden. Das Deutungs-, Handlungs- und Identifikationsmuster der germanischen Mythologie wird dazu eigeninterpretiert, umgedeutet und „passend“ gemacht. Gerade weil eine breitere gesellschaftliche Auseinandersetzung mit der germanischen Mythologie fehlt, können Rechtsextreme darüber Deutungshoheit beanspruchen und sie als Privileg betrachten.

Auch Rudolf Simek betont in seinem Beitrag über „Germanische Mythologie – Forschungsstand und aktuelle Rezeption am Beispiel der rechten Szene“, dass der Missbrauch der germanischen Mythologie durch Rechte in der Öffentlichkeit kaum auffalle. Er bringt dies in Zusammenhang mit der fehlenden Rezeption wissenschaftlicher Erkenntnisse, welche die rechten Deutungsmuster – etwa die Einheitlichkeit germanischer Mythologie und Religion – destruieren. Rudolf Simek führt dazu in streng wissenschaftlichem Duktus eine Reihe von Forschungsergebnissen an, etwa die Zurückweisung der beiden Werke der „Edda“ als einer „authentischen Quelle oder gar genuinem Zeugnis nordischer vorchristlicher Religion“ (S. 39).

Burckhard Dücker beschäftigt sich mit dem „Traditionsrahmen aktueller Symbole“ und den „Ritualen rechtsextremer Formationen“. Das

NS-Reich gilt als Referenzzeit bei der Verwendung der Frakturschrift (unbekümmert dessen, dass ein Rundschreiben der Reichskanzlei vom 3. Januar 1941 ein Verbot aussprach) oder bei Gedenkmärschen, deren Ablauf den alljährlichen „Marsch auf die Feldherrnhalle“ durch Hitler und seine Anhänger imitiert.

Martin Langebach, Franz Josef Röhl, Sebastian Winter und Ralph Erbar untersuchen in ihren Beiträgen den „klassischen“ Rechts-Rock; „Funktion und Bedeutung von Mythen für die Identitätsbildung von Jugendlichen“; sozialpsychologische Aspekte rechtsextremer Jugendlicher sowie das Thema „Germanische Mythologie und Nationalsozialismus im Unterricht“.

Der Tagungsband bietet trotz einiger inhaltlicher Wiederholungen einen fundierten Überblick zum Missbrauch der germanischen Mythologie durch den Rechtsextremismus und zeigt Möglichkeiten auf, „das Germanenthema anders zu erzählen“, wie es im Klappentext heißt.

Volker Gallé (Hg.): Germanische Mythologie und Rechtsextremismus. Missbrauch einer anderen Welt. Worms: Worms-Verlag 2015

Johannes Chwalek

Die deutsche Okkupation Griechenlands

Die fehlende Aufarbeitung der deutschen Besatzung Griechenlands, das Vergessenmachen wollen der exzessiven Verbrechen, die deutsche Truppen zwischen 1941 und 1944 verübt haben und die bei ihrem Abzug ein vollkommen zerstörtes Land hinterließen, hat gefruchtet. Oft bar jeder Kenntnis über die wirtschaftliche Totalausbeutung des Landes, sogenannte „Vergeltungsmaßnahmen“ an unbeteiligten Männern, Frauen und Kindern und der fast vollständigen Vernichtung der jüdischen Gemeinden Griechenlands regt sich in Deutschland kaum Empörung bei medial betriebener Verunglimpfung der Griechen – der „Betrüger in der Euro Familie“, die Deutschland jetzt „wieder angreifen“ und mit „erpresserischen Reparationsforderungen“ daherkommen, anstatt endlich „ihre Hausaufgaben“ zu machen und sich die „Schuld am eigenen Versagen“ einzugestehen.

Begünstigt wurde das von der westdeutschen Nachkriegspolitik betriebene Vergessenmachen wollen lange Zeit durch die in Griechenland erst 1982 offiziell beendete Verteufelung des „kommunistischen Widerstands“ der Nationalen Befreiungsfront (EAM), in der sich über eine Million Menschen am Kampf gegen die deutsche Besatzung beteiligten. Zudem dominierte bis zum Ende der Militärjunta 1974 die Hervorhebung der Gräueltaten des sich fast nahtlos anschließenden Griechischen Bürgerkrieges: Da von griechischer Regierungsseite behauptet wurde, der „Banditenkrieg“ hätte mehr Opfer gefordert als die Besatzungszeit, brauchten etwa Adenauer und Heuss – vor ihren Griechenlandbesuchen entsprechend instruiert – nicht zu befürchten, dort mit den Folgen des deutschen Besatzungsterrors konfrontiert zu werden: „Glücklicherweise sind die Begebenheiten zur Zeit der deutschen Besetzung [...] durch die Grausamkeiten des Griechischen Bürgerkrieges [...] überdeckt worden“.

Um dem gewollten und dann auch gewachsenen Vergessen in Deutschland etwas entgegenzusetzen fand im Sommer 2012 an der Münchener Ludwig-Maximilians-Universität ein dreitägiges Symposium zur „Erinnerungskultur und Geschichtspolitik der Okkupation Griechenlands (1941–1944)“ statt. Dazu liegt nun der

Tagungsband vor, der allen Interessierten vorbehaltlos empfohlen werden kann. Das von Chryssoula Kambas und Marilisa Mitsou, Professorinnen für neuere deutsche Literatur und Neograzistik in Osnabrück und München, herausgegebene Buch widmet sich nicht dem primären Geschehen der Besatzungsjahre selbst. Es spürt stattdessen den Spuren nach, die die deutsche Besatzung im öffentlichen Bewusstsein, in der Literatur und den Medien beider Länder hinterlassen hat. Der Untertitel „Griechische und deutsche Erinnerungskultur“ – eine gemeinsame deutsch-griechische Erinnerungskultur gibt es nicht, so eines der Ergebnisse des Symposiums – steckt den Rahmen ab für 27 Beiträge größtenteils deutscher und griechischer AutorInnen. Im Themenblock „Gesplante Erinnerungen“ skizziert der renommierte Historiker und ausgewiesene Griechenlandexperte Hagen Fleischer mit vielen Beispielen die systematisch betriebene westdeutsche Politik der Verdrängung und der teilweise infamen Umdeutung der Geschehnisse. Er zeigt auch auf, wie in Griechenland – mittlerweile NATO-Partner der BRD – der Bürgerkrieg dafür instrumentalisiert wurde, eine angemessene Auseinandersetzung mit den Schrecken des deutschen Besatzungsterrors zu verhindern. Polymeris Voglis erläutert mit Blick auf die Jahre 1974 bis 1989 den Wandel in der griechischen Erinnerungskultur, der 1982, wenige Monate nach dem Wahlsieg der PASOK, zum Gesetz „über die Anerkennung des Nationalen Widerstands des Griechischen Volkes gegen die Besatzungsmächte 1941–1944“ führte. Er schildert den Versuch einer durch Besatzung und Bürgerkrieg tief gespaltenen Gesellschaft, sich ein gemeinsames, identitätsstiftendes Gedächtnis anzueignen. Lutz Klinkhammer und Filippo Focardi zeigen auf, wie es bis weit in die 1990er-Jahre gelang, die Phase der italienischen Besatzung Griechenlands extrem weichzuzichnen, italienische Kriegsverbrechen zu leugnen und das Bild des „guten Italiens“ im Kontrast zu den Schreckenstaten des Deutschen Herrenmenschen, dem „bösen Deutschen“, im öffentlichen italienischen Bewusstsein zu verankern. Von mehreren Beiträgen zum Genozid an den griechischen Juden sei hier besonders auf den Text von Nadina Danova hingewiesen: Sie beleuchtet den bulgarischen Forschungsstand hinsichtlich der Deportation der gesamten jüdischen Bevölkerung aus der bulgarischen Besatzungszone Griechenlands. Weitere Texte widmen sich u.a. der öffentlichen Wahrnehmung und Erinnerung an die von deutschen Truppen verübten Massaker von Kalavryta und Distomo, den deutschen Deserteuren in den Reihen der griechischen Befreiungsbewegung, der griechischen Kollaboration und der Rezeption von Besatzung und Widerstand im Athener Goethe-Institut.

Im mit „Erfahrungen der Okkupierten“ überschriebenen zweiten Themenblock beleuchten weitere Beiträge die Auseinandersetzung mit dem Schicksal der circa 60.000 griechischen Jüdinnen und Juden, die dem deutschen Rassenwahn zum Opfer fielen. Ein nicht nur in Deutschland, sondern auch in Griechenland lange vernachlässigtes Thema, das die Betroffenen fürchten ließ, dass auf den Holocaust der „Mnemozid“, die Auslöschung der Erinnerung, folgen sollte. Des Weiteren werden u.a. das Bild der Deutschen in der griechischen Nachkriegsliteratur und das Thema der deutschen Okkupation im griechischen Kinofilm thematisiert.

Buchbesprechungen

Der dritte Themenblock „Aufarbeitung oder Gedächtnisausfall“ ist vorrangig literaturwissenschaftlichen Untersuchungen von Texten der schreibenden Wehrmachtssoldaten Franz Führmann, Erhart Kästner, Franz Spundas, Erwin Strittmatter, Walter Höllerer und Michael Guttenbrunner gewidmet.

„Das deutsche Vergessen ist ein gewolltes und dann auch ein gewachsenes“, schreiben die Herausgeberinnen in ihrer gemeinsamen Einleitung. Zum tieferen Verständnis dieser Entwicklung liefert das Buch einen wichtigen Beitrag. Viele Literaturhinweise stellen darüber hinaus eine wahre Fundgrube für die weitere Beschäftigung mit dem Thema dar.

Chryssoula Kambas, Marilisa Mitsou (Hg.): Die Okkupation Griechenlands im Zweiten Weltkrieg. Griechische und Deutsche Erinnerungskultur. Köln: Böhlau Verlag, 2015

Sabine Bade

Widerstandskämpfer oder Verbrecher?

Am 10. November 1944 wurden im Kölner Stadtteil Ehrenfeld dreizehn Menschen öffentlich erhängt. Sie hatten u.a. Lebensmittel gestohlen, NS-Funktionäre erschossen und Sabotage geleistet. Die Hälfte der ohne Prozess Verurteilten war zwischen 16 und 18 Jahren alt. Obwohl die nach ihrem Hinrichtungsort benannte Ehrenfelder Gruppe aufklärende Flugblätter verteilte und geflohenen KZ-Häftlingen, Zwangsarbeitern und Deserteuren Unterschlupf gewährte, galten ihre Mitglieder in der Geschichte der frühen Bundesrepublik nicht als aktive Widerstandskämpfer. Bis in die 1980er Jahre hinein wurden sie als Kriminelle eingestuft. Hier setzt der Journalist Alexander Goeb an: Er konfrontiert den Leser mit der jahrzehntelangen Diskussion um die Frage, wieso die Anschläge namhafter Wehrmachtsoffiziere oder die Flugblattaktionen studentischer Gruppen unmittelbar nach dem Kriegsende zum Idealtypus des Widerstands gegen den Nationalsozialismus wurden, nicht aber die Aktivitäten ebenso politisch motivierter Jugendlicher aus dem Arbeitermilieu.

Der 16-jährige Bartholomäus Schink dient dabei exemplarisch als Symbolfigur des Ehrenfelder Widerstandes. Eingebettet in regionalgeschichtliche Fakten über die Stadt Köln im Zweiten Weltkrieg wird anhand seines Beispiels der schwierige Umgang mit resistentem Verhalten im kollektiven Gedächtnis Deutschlands deutlich. So stellte etwa Bartholomäus' Mutter in Ansinnen der Rehabilitierung ihres Sohnes bei der Kölner Wiedergutmachungsstelle mehrfache Entschädigungsgesuche, die jedoch immer wieder mit der Begründung abgelehnt wurden, „diese Bande [...] zur Ehre der wirklichen Gegner des Nationalsozialismus“ (S. 113) nicht zu Widerstandskämpfern erklären zu können. Auch die beteiligten Gestapobeamteten wurden im Zuge der Entnazifizierung nicht für die Exekutionen belangt, die am 10. November stattfanden. Goeb nimmt dies zum Anlass, einen Exkurs zur aktiven Rolle ehemaliger Nationalsozialisten in Politik, Justiz und im Bildungssektor in der Bundesrepublik einzuflechten, und stützt sich dabei

randständig auf aktuelle Forschungsliteratur.

Als Israel 1982 Bartholomäus Schink sowie zwei weiteren Gruppenmitgliedern, Jean Jülich und Michael Jovy, den Ehrentitel „Gerechter unter den Völkern“ verlieh, wurde der Diskurs um die Ehrenfelder Jugendlichen wieder aufgenommen und im nordrhein-westfälischen Landtag verhandelt. In der Folge wurde der Doktorand Bernd-A. Rusinek mit der Begutachtung betraut. Seine Einordnung der Gruppe als „Entwurzelte [...] ohne politisches Ziel“ (S. 143) lehnt Goeb ab und postuliert stattdessen die Anerkennung der Jugendlichen um Bartholomäus Schink als Widerstandskämpfer, die letztlich auch – zumindest in Teilen und gemeinsam mit weiteren Edelweißpiraten – 2005 als solche ausgezeichnet wurden.

Goeb's methodischer Zugriff beläuft sich zunächst – in Anknüpfung an seine vorangehenden Untersuchungen aus den späten 1970er Jahren – auf eine Vielzahl von Zeitzeugenbefragungen aus dem Bekanntenkreis der Jugendlichen, mit deren Hilfe er eine lebhaftere Darstellung der Tätigkeiten der Ehrenfelder Gruppe vermittelt. So interviewte er nicht nur Bartholomäus' Schwester, sondern auch weitere Widerstandskämpfer aus den Reihen der Edelweißpiraten, die aufgrund ihrer oppositionellen Gesinnung gegenüber dem Regime und ihrer damit einhergehenden Verhaftung Einblick in die Verhörmethoden der Gestapo geben. Ohne weitere Quellenkommentierung ermöglicht er dem Leser, sich eigenständig in der Kontroverse zu positionieren. Der folgenden Rezeptionsgeschichte nähert sich der Autor mittels Berichterstattungen diverser Nachrichtenmagazine, rechtlicher Satzungen sowie Archivalien und autobiographischer Publikationen. Dabei legt er auch die rudimentäre Quellenlage offen, die auf die Vernichtung der Gestapo-Akten kurz vor der Besatzung zurückzuführen und für die problematische Bewertung des jugendlichen Widerstandes verantwortlich ist.

Irreführend erscheint indes der Titel des Buches, der vermeintlich biographische Daten und einen systematischen Überblick über jugendlichen Widerstand im Nationalsozialismus sowohl im Allgemeinen als auch im speziellen Fall vermuten lässt. Aufgrund der parallel verwendeten Terminologie von „Ehrenfelder Gruppe“ bzw. „Edelweißpiraten“ bleibt dem unkundigen Leser zudem der Unterschied zwischen den Gruppierungen verschlossen.

Dennoch leistet Goeb einen wichtigen Beitrag hinsichtlich des dürftigen Forschungsstands über die Ehrenfelder Gruppe. Seine Monographie sollte gerade aufgrund der intensiven Auseinandersetzung mit weitreichendem Archivmaterial sowie der vielseitigen Zeitzeugenberichte als Grundlage für weitere Studien über jugendlichen Widerstand genutzt werden.

Alexander Goeb: Die verlorene Ehre des Bartholomäus Schink. Jugendwiderstand im NS-Staat und der Umgang mit den Verfolgten von 1945 bis heute. Die Kölner Edelweißpiraten. Frankfurt am Main: Brandes & Apsel 2016

Kathrin Kiefer

„Ein unheilvoller Ort“

Die Geschichte des Konzentrationslagers Natzeiler-Struthof, etwa 50 km westlich von Strasbourg gelegen, ist trotz einiger wissenschaftlicher Veröffentlichungen und der Erinnerungspolitischen Arbeit von Gedenkstätten im öffentlichen Diskurs weder in Frankreich noch

in Deutschland besonders präsent. Mit dem klar formulierten Anspruch, „das Gedenken in neue Generationen“ zu tragen, widmen sich Florence Hervé und Martin Graf diesem Thema mit einer anspruchsvollen deutsch-französischen Publikation. Sie konnten dabei auf dem Buch „Natzeiler-Struthof – Blicke gegen das Vergessen / Regards contre l'oubli“ aufbauen, das 2002 von Florence Hervé und dem 2006 verstorbenen Historiker Hans Adamo herausgegeben worden war. Das Buch wurde vollständig überarbeitet, Adamos Beitrag bildet aber weiterhin den historischen Einstieg in das Thema.

In seinem Beitrag kontextualisiert Adamo die Geschichte von Natzeiler-Struthof innerhalb des „Systems der Konzentrationslager“ und erzählt die Geschichte des Lagers von der Ankunft der ersten Häftlinge im Mai 1941 bis zur Räumung im September 1944 angesichts der näher rückenden alliierten Streitkräfte. Beleuchtet wird auch das weitere Schicksal der Häftlinge, von denen viele auf Todesmärschen in andere Lager ums Leben kamen oder dort ermordet wurden. Das Stammlager Natzeiler-Struthof war dabei das Zentrum eines komplexeren Lagersystems, dem bis Kriegsende etwa 70 Nebenlager untergeordnet wurden. Eine zentrale Rolle spielte hier die Zwangsarbeit, die in Zusammenarbeit mit dem Rüstungsministerium und deutschen Konzernen wie Daimler-Benz, Messerschmitt oder den Adler-Werken organisiert wurde. Ein besonderes Kapitel hinsichtlich der Grausamkeit des Lagers bildeten die unter Leitung des SS-Arztes August Hirt durchgeführten mörderischen pseudo-medizinischen Menschenversuche an Sinti und Roma sowie Jüdinnen und Juden. Insgesamt wurden 52.000 Menschen in das Lagersystem Natzeiler-Struthof deportiert, 22.000 von ihnen überlebten es nicht.

Mit der juristischen Aufarbeitung der Verbrechen innerhalb des Lagersystems befasst sich Hermann Unterhinninghofen. Er kommt zu dem Schluss, dass es im Wesentlichen zwei Phasen der Prozesse gab, die sich hinsichtlich Strafmaß und Vollstreckung der Strafen deutlich unterschieden. Während in den ersten Verfahren in den 1940er Jahren gegen Kommandanten, Angestellte, Wachleute, Ärzte und Folterer auch Todesurteile verhängt und vollstreckt wurden, waren die Prozesse der 1950er Jahre teilweise von Abwesenheit der Angeklagten, milden Urteilen und raschen Begnadigungen gekennzeichnet. Otto Bickenbach und Niels Eugen Haagen beispielsweise, die an tödlichen Menschenversuchen mit Giftgas bzw. Typhus beteiligt waren, wurden drei Jahre nach ihrer Verurteilung zu lebenslanger Zwangsarbeit bereits wieder entlassen. Sie konnten ihre Karriere in der Bundesrepublik fortsetzen. Unterhinninghofen nennt westdeutschen Druck und die deutsch-französische Annäherung als Ursachen für diese Veränderung in der juristischen Aufarbeitung. In der Bundesrepublik selbst hatten Täter des Lagersystems ohnehin wenig zu befürchten, zahlreiche Verfahren wurden teils als verjährt eingestellt, in Frankreich in Abwesenheit Verurteilte nicht ausgeliefert.

Eine besondere Stärke des Buches von Hervé und Graf stellen die gesammelten Zeitzeugenberichte der überlebenden Häftlinge Adélaïde Hautval, Albert Hornung, Fritz Lettow, Roger Linet, Germain Lutz und Eugène Marlot dar. Sie erzählen nicht nur von den Grausamkeiten des Lagers, von Folter und Mord, sondern auch von den Versuchen der Häftlinge, sich gegenseitig zu helfen und zu überleben. Roger Linet berichtet: „Die Solidarität drückte sich auch in der Bildung von Teams von ‚Trägern‘ für die Kameraden aus, die nicht laufen oder stehen konnten [...], durch das Sammeln eines kleinen Stücks Brot, das jeder von seiner unzureichenden Portion entnahm.“ Der luxemburgische Widerstandskämpfer Ger-

main Lutz erinnert zudem an die lebensgefährliche Sabotage der Rüstungsproduktion durch die eingesetzten Zwangsarbeiter in Natzweiler-Struthof. Ihre Erinnerungen zeigen einen anderen Blick auf das Lagersystem, sie sprechen von dem Versuch, Würde in einem Zustand permanenter Entwürdigung zu erhalten. Diese Perspektive ist elementar in der heutigen erinnerungspolitischen Auseinandersetzung, auch wenn in diesem Buch nicht alle Opfergruppen auf diese Art und Weise repräsentiert werden. Ebenfalls äußerst eindrucksvoll sind die in Zeichnungen vermittelten Erinnerungen von Henri Gayot, der als Mitglied der Résistance im Sommer 1944 ins KZ Natzweiler deportiert wurde. Überhaupt nimmt die künstlerische und literarische Auseinandersetzung mit Natzweiler-Struthof einen großen Raum im Buch ein. Dabei werden sowohl Beiträge von Überlebenden und Zeitgenossen als auch von Nachgeborenen berücksichtigt. Auch wenn der Auszug aus dem vielfach kritisierten Buch „Der Vorleser“ von Bernhard Schlink wenig beiträgt, fügt sich das Kapitel insgesamt sehr gut in das Buch ein. Der vielschichtige Aufbau und die Betrachtung des Themas aus historischer, juristischer, erinnerungspolitischer und künstlerischer Perspektive war bereits eine Stärke des 2014 von Hervé und Graf herausgebrachten Bandes „Oradour. Geschichte eines Massakers / Histoire d'un massacre“. Erneut nähert sich Martin Graf auch mit Fotografien dem Ort des Geschehens an. Er betont, dass es unmöglich sei, das „Grauen von Natzweiler-Struthof heute in Bilder zu fassen“. Die Bilder könnten dementsprechend „nicht den Schrecken dieses Konzentrationslagers konservieren, sondern Geschichte, Spuren und Erinnerungen.“ Den auf 40 Seiten präsentierten Bildern nimmt dies nach den bedrückenden Schilderungen im Buch nichts von ihrer Intensität.

Florence Hervé, Martin Graf (Hg.): Natzweiler-Struthof. Ein deutsches Konzentrationslager in Frankreich / Un camp de concentration allemand en France (zweisprachig). Köln: PapyRossa Verlag, 2015

Jan Lis

Kampf um die Berliner Kieze 1925–1933

Wie ist es der NS-Bewegung gelungen, in proletarischen Wohngebieten – hier „rote Kieze“ genannt – Einfluss zu gewinnen? Am Beispiel solcher Gebiete in den damaligen Bezirken Mitte und Kreuzberg in der Hauptstadt Berlin hat Oliver Reschke in seiner geschichtswissenschaftlichen Dissertation (Freie Universität Berlin 2013) die Durchsetzungsfähigkeit der NSDAP und vor allem ihrer Sturmabteilungen (SA) untersucht.

Die Studie wird in drei Ebenen unterteilt. Zunächst geht es um die Etablierung der Organisationsstrukturen: die Entwicklung von Geschäftsstellen, Verkehrs- und Sturmlokalen der NSDAP und SA. Die Dichte der Orte erhöhte sich zwar, doch ein Durchbruch erfolgte erst Ende 1929/Anfang 1930 – „etwa zeitgleich mit dem Durchbruch der NSDAP zur Massenbewegung“ (S. 469). Die Untersuchung der zweiten Ebene – die „Eroberung der Straße“ – zeigt, wie es gelungen ist, „den Milieuzusammenhang der sozialistischen Arbeiterbewegung aufzubrechen und die Hegemonie der Arbeiterparteien zurückzudrängen“ (S. 470). Allerdings ist auch festzuhalten: „Erst nach der Machtübertragung an Hitler, ausgestattet mit allen Mitteln der Macht, gelang den Nationalsozialisten die Eroberung Berlins“ (S. 471). Das Eindringen ins linke Milieu – die dritte Ebene – konnte nur mit

staatlicher Unterstützung gelingen: Es begann mit dem Verbot des Roten Frontkämpferbundes am 3. Mai 1929 und der Aufhebung des SA-Verbots am 17. Juni 1932. Nicht zu vergessen sind der Putsch der Reichsregierung gegen Preußen am 20. Juli 1932 („Papen-Putsch“) und schließlich die Machtübertragung am 30. Januar 1933. Erst in dieser Summe erfolgte im „Kampf um die Macht“ die Entscheidung zugunsten der NSDAP.

Grundlage der Untersuchungen Reschkes bildet die Auswertung nationalsozialistischer und kommunistischer Publikationen – vor allem die Zeitungen „Der Angriff“ und das NS-Gaurorgan „Berliner Arbeiterzeitung“ sowie „Die Rote Fahne“ – und Ermittlungen der Polizei. Als wichtig erwies sich, die Lage der Polizeireviere zu berücksichtigen. Zudem beruht die Arbeit auf einer aufwendigen Quellenrecherche. Der Anhang des Buches enthält vier Karten, aus denen die lokalen KPD-Verkehrslöcher und NSDAP-Stützpunkte zu ersehen sind.

Der Betrachtungszeitraum reicht von der Neugründung der Berliner NSDAP 1925 bis zu den „Wahlen“ im März 1933. Untersucht wurde natürlich das Agieren der Parteiarmeen der NSDAP – die Sturmabteilungen – und der KPD, der seit 1929 verbotene „Rote Frontkämpferbund“ und dessen Quasinaachfolger „Kampfbund gegen den Faschismus“ sowie weiterer Organisationen wie z.B. der „Kommunistische Jugendverband“ oder die „Antifaschistischen Jungen Garden“. Zwischen den Kontrahenten bestand ein wichtiger Unterschied: „So entstammte die Mehrheit der KPD-Mitglieder der Frontkämpfergeneration, während bei den NSDAP-Mitgliedern die Kriegsjugendgeneration maßgebend war“ (S. 130). Zwar gab es Überläufer, doch Schätzungen von 30 bis 70 Prozent Kommunisten in den Reihen der SA müssen „ohne empirische Beweise“ (S. 134) bleiben.

Reschkes Beschreibungen der regelmäßig gewalttätigen Auseinandersetzungen, bei denen oft die Parteilöcher als Ausgangs- oder Rückzugspunkte fungierten, kommen ohne sprachliche Konsequenzen nicht aus. Er spricht daher zu Recht von „Kriegsterminologie“ (S. 392). Darüber hinaus kann er einen Unterschied zwischen Nationalsozialisten und Kommunisten bestätigen: „Die Kommunisten verweigerten jegliche Zusammenarbeit mit der Staatsmacht und ergriffen nach politischen Zusammenstößen stets die Flucht vor der herannahenden Polizei, auch wenn sie die Überfallenen waren. Die Nationalsozialisten boten der Polizei gezielt die Zusammenarbeit an“ (S. 39).

Von den fünf intensiv untersuchten Stadtteilen (Gegend um den Bülowplatz mit dem Karl-Liebknecht-Haus, der westliche Teil von Kreuzberg mit dem Nostitzkiez, das Gebiet um den Stettiner Bahnhof, der Fischerkiez und „SO 36“) sei kurz auf ein Beispiel hingewiesen: Der überwiegend proletarische Teil von Kreuzberg trägt den heute noch bekannten Name SO 36 – benannt nach dem im Südosten von Berlin-Kreuzberg gelegenen Postzustellbezirk 36 – und wurde in mehreren Schritten untersucht: Der Beschreibung der sozialen und politischen Entwicklung bis 1933 schließt sich eine Darstellung der Entwicklung der lokalen NSDAP und SA an. Im Folgenden werden beispielhafte Auseinandersetzungen in Kreuzberg analysiert. In der Wiener Straße befand sich z.B. der Sitz der ersten Geschäftsstelle der 1925 in Berlin neu gegründeten NSDAP. Der Autor geht am Beispiel des Lausitzer Platzes auf die politischen Auseinandersetzungen ein. Er verdeutlicht, dass es sich bei dem Kampf zwischen Nationalsozialisten und Kommunisten „um die Hegemonie in bestimmten Territorien, um regelrechte Revierkämpfe, denen von Straßengangs nicht unähnlich, gehandelt hatte“ (S. 458). In einem Resümee wird für SO 36 als einem Spezifikum fest-

Buchbesprechungen

gestellt: „Sowohl Nationalsozialisten als auch Kommunisten beschwerten sich immer wieder in ihren Zeitungen im Namen der ansässigen Bevölkerung über die Umtriebe der Gegenseite. Jedoch – abgesehen davon, dass von den Kommunisten kein einziges Denunziationsschreiben bei der Polizei vorliegt – taten dies die Kommunisten immer im Namen der ‚einfachen‘ Arbeiterbevölkerung, während die Nationalsozialisten dies stets im Namen des guten (manchmal sogar staatstragenden) Bürgers taten“ (S. 466).

Reschke hat auf die vorhandene Literatur zum Thema zurückgegriffen und bindet seine gut lesbare Darstellung in die entsprechenden historischen Zusammenhänge ein. Die Beschreibungen mögen dem einen oder der anderen manches Mal etwas zu ausführlich ausfallen. Aber es ist ihm mit den ausführlichen Beschreibungen – die oft notwendig gewesen sein mögen – gelungen, die Geschichte des Aufstiegs der NSDAP beispielhaft aufzuzeigen.

Oliver Reschke: Kampf um den Kiez. Der Aufstieg der NSDAP im Zentrum Berlins 1925–1933. Berlin: trafo, 2014

Kurt Schilde

Die Linke im Visier

2014 erschienen die Vorträge des 14. Dachauer Symposiums zur Zeitgeschichte aus dem Vorjahr unter dem Titel „Die Linke im Visier. Zur Errichtung der Konzentrationslager 1933“. Im Mittelpunkt steht der frühe NS-Terror gegen die ArbeiterInnenbewegung, wobei die Repression in Bayern und das KZ Dachau besonders berücksichtigt werden.

Einen hervorragenden Überblick bietet Nikolaus Wachsmanns Einleitung „Terror gegen links“, die die ideologische Begründung der Gewalt gegen die Linke, ihre Bedeutung für die Etablierung der NS-Regierung sowie die Vereinheitlichung des Lagersystems nach dem Dachauer Modell thematisiert. Michael Schneider untersucht in „Verfolgt, unterdrückt und aus dem Land getrieben“ die sehr gegensätzlichen Abwehrversuche der linken Organisationen im Frühjahr 1933. Irritierend ist Schneiders harsch formulierte Kritik an den KPD-Aufrufen zum Widerstand, während er die abwartende Haltung der SPD sehr wohlwollend behandelt.

In „Anfänge des Terrorregimes“ widmet sich Richard Bessel den brutalen Übergriffen der SA am Ende der Weimarer Republik. Anhand der kaum untersuchten Anschlagswelle in Ostpreußen und Schlesien im August 1932, die sich gegen Linke und jüdische Organisationen richtete, wird der fließende Übergang zum Terror 1933 verdeutlicht. Irene von Götz beschreibt die Errichtung der frühen SA-Folterkeller und improvisierten „Schutzhaft“-Lager in Berlin, die bevorzugt in den „linken Hochburgen“ angesiedelt waren. Trotz der schlechten Quellenlage gibt die Autorin einen guten Einblick in die unterschiedlichen Organisationsweisen und stellt mehrere der rund 200 Berliner Terrorstätten exemplarisch vor.

Im Mittelpunkt von Christopher Dillons Beitrag „Gewaltakte der SS in der Frühphase des Konzentrationslagers Dachau“ stehen verschiedene historische und soziologische Theorien.

Buchbesprechungen

Vorgestellt wird etwa das sozialpsychologische Experiment von Philip Zimbardo sowie seine Anwendbarkeit auf die Erklärung des Verhaltens der SA-Leute in den Lagern. Barbara Distel lenkt in „Staatlicher Terror und Zivilcourage“ den Blick auf die Interventionsversuche der Justiz nach den ersten Morden in Dachau. Ab April 1933 stieg die Zahl der Ermordeten rapide an, woraufhin die Münchner Staatsanwaltschaft wegen Körperverletzung mit Todesfolge ermittelte. Diese unbequeme Einmischung wurde im Herbst 1933 mit der Versetzung des Oberstaatsanwalts beendet.

Dirk Riedel beleuchtet das teils spannungsreiche, teils aber auch von solidarischer Hilfe geprägte Verhältnis zwischen kommunistischen und sozialdemokratischen Häftlingen im KZ Dachau. Tatsächlich wurden die früheren Konflikte im Sommer 1933 beim Empfang der frisch verhafteten SPD-Funktionäre durch die bereits in Dachau internierten KPD-Mitglieder spürbar und setzten sich punktuell in der gemeinsamen Haftzeit fort. Leider wertet der Autor hauptsächlich SPD-Berichte aus, sodass die Beschreibung notgedrungen einseitig bleibt.

Der Beitrag „Jüdische politische Häftlinge im frühen KZ Dachau“ von Kim Wünschmann untersucht die soziale Zusammensetzung und besondere Gefährdung dieser Häftlingsgruppe. Zahlreiche Einzelbiografien geben einen Überblick über die antisemitischen Morde in Dachau im Jahr 1933.

Paul Moore plädiert in „Noch nicht einmal zu Bismarcks Zeiten“ für eine differenzierte Betrachtung der Stimmung in der Bevölkerung gegenüber dem frühen NS-Terror. Schon für die ArbeiterInnenbewegung stellt er eine Meinungsvielfalt fest, die vom Vergleich mit früheren Verfolgungswellen und der Entwicklung analoger Strategien bis hin zur umfassenden Resignation reicht. Für die nicht organisierten Unterschichten konstatiert er eine nur halbkritische Haltung, während in der Mittelklasse der Terror gegen die KPD vielfach als Ordnungspolitik begrüßt wurde.

Den Chemnitzer Kripo-Chef Albrecht Böhme stellt Daniel Siemens vor. Böhme trat 1933 für eine Bestrafung von SA-Mördern ein, da die Gewaltexzesse seinem Verständnis der NS-Ordnung widersprachen. Dass das NSDAP-Mitglied dabei stets innerhalb der NS-Logik argumentierte, lässt seine spätere Selbstdarstellung als Oppositionellen mehr als fragwürdig erscheinen.

Einen Hinweis auf das wenig erforschte und erst seit 2008 zugängliche Material des International Tracing Service (ITS) gibt Rebecca Boehlings Artikel „Ein unentdecktes Archiv“. Nach einer Einführung in die Geschichte des ITS beschreibt die Autorin die durch spezielle Fragebogen gesammelten Informationen zur frühen Verfolgung und zeigt am Beispiel des SPD-Abgeordneten Gerhart Seger neue Forschungsmöglichkeiten auf.

Gabriele Hammermann untersucht in „Dachau muss in Zukunft das Mahnmal des deutschen Gewissens werden“ einen wenig beachteten Aspekt der Erinnerungspolitik. Bereits kurz nach der Befreiung machten sich wieder frühere Konfliktlinien zwischen den verfolgten Gruppen bemerkbar, die im Zuge des Kalten Krieges schnell zu offener Ausgrenzung der kommunistischen Betroffenen führten. Diese Spaltungen erschweren den gemeinsamen Einsatz für eine Gedenkstätte wesentlich.

Als abschließenden Beitrag findet sich die Mitschrift einer Podiumsdiskussion, die nochmals die Bedeutung des Terrors als Teil der NS-Politik und die Verfolgung von Linken betont, die in den ersten Monaten um ein Vielfaches stärker ausgeprägt war als die antisemitischen Repressalien und Übergriffe.

Der Sammelband gibt einen vielfältigen Überblick über unterschiedliche Einzelthemen, die mit dem frühen NS-Terror gegen die ArbeiterInnenbewegung verknüpft sind. Dass die Breite des Themenspektrums bisweilen das Gefühl von Beliebigkeit hervorruft, kann angesichts der hohen Qualität der meisten Artikel sowie der teils kaum erforschten Sachgebiete verschmerzt werden und ist dem Prinzip der Dokumentation von Fachkongressen geschuldet.

Nikolaus Wachsmann, Sybille Steinbacher: Die Linke im Visier. Zur Errichtung der Konzentrationslager 1933. Göttingen: Wallstein, 2014 (Dachauer Symposium zur Zeitgeschichte Band 14)

Silke Makowski

Einblicke in ein Zuchthaus

Lange Zeit wurde die Geschichte der Gefängnisse und Zuchthäuser in der NS-Forschung vernachlässigt. Und dies obwohl, wie Nikolaus Wachsmann in seiner Studie „Gefangen unter Hitler“ darlegt, Anfang der 1940er Jahre mehr Menschen in Strafvollzugsanstalten als in Konzentrationslagern inhaftiert waren. Und auch die Arbeiten von Wolfgang Form u.a. belegen eindrücklich, dass die Überstellung der Verurteilten in Gefängnisse und Zuchthäuser ein zentrales Instrument zur Herrschaftssicherung zu Beginn der NS-Zeit war. Dankenswerterweise haben sich in der jüngeren Vergangenheit einige AutorInnen nun den Strafvollzugsanstalten zugewandt und in Einzelfallstudien begonnen, den blinden Fleck der NS-Forschung auszuleuchten.

Zwei umfangreiche Arbeiten widmen sich nun dem Zuchthaus Brandenburg-Görden, seit 1940 neben Plötzensee eine der zentralen Hinrichtungsstellen der NS-Justiz. Ausgehend von der verengten Sichtweise auf die Häftlingsgesellschaft in der DDR-Erinnerungskultur stellt Leonore Ansorg die Haftbedingungen für politische Häftlinge vor und während des Kriegs sowie Brandenburg-Görden als Hinrichtungsstätte vor. Ausführlich werden die Beziehungen und Hierarchien in der Häftlingsgesellschaft sowie die Kommunikationswege dargestellt. In drei Exkursen stellt sie drei besondere Häftlinge vor: Erich Honecker, den wohl prominentesten, dessen autobiografische Darstellungen zu seiner Haftzeit sie kritisch untersucht, den DDR-Kritiker Robert Havemann, der in der antifaschistischen Widerstandsgruppe „Europäische Union“ aktiv war, sowie den norwegischen politischen Häftling Olav Brennfjord. 30 weitere Kurzbiografien von Häftlingen unterschiedlicher politischer Couleur, darunter auch Walter Uhlmann oder Hermann Brill, ergänzen die Darstellungen Ansorgs.

Bereits 2013 hat Sylvia de Pasquale, die Leiterin der Gedenkstätten Brandenburg an der Havel, eine Publikation zum Strafvollzug in Brandenburg-Görden vorgelegt. Nach einem umfangreichen Einleitungsteil, in dem die Geschichte des Strafvollzugs bis 1933 sowie die nationalsozialistische Strafjustiz skizziert wird, widmet sie sich den Häftlingsgruppen und deren Haftbedingungen. Neben Erinnerungsberichten, ins-

besondere von politischen Häftlingen, greift sie dabei schwerpunktmäßig auf die Gefangenpersonalakten und Karteikarten aus der Häftlingskartei zurück, die sie stichprobenartig auswertet. Sicherlich ist Sylvia de Pasquale zuzustimmen, dass zukünftig eine vollständige Auswertung dieser Quellen wünschenswert wäre, im Rahmen der von ihr vorgelegten Dissertation aber nicht zu leisten war.

De Pasquale widmet sich drei Gefangenengruppen, die besonderen Haftbedingungen ausgesetzt waren: Jüdischen Häftlingen, Ausländern und Sicherungsverwahrten. Gerade die letztgenannte Gefangenengruppe ist es, die auch in der Gegenwart immer wieder die Gemüter erhitzt. Dementsprechend ist es durchaus lohnend, sich mit der nationalsozialistischen Antwort auf das Thema „Sicherungsverwahrung“ vertraut zu machen. Mit dem „Gewohnheitsverbrechergesetz“ vom 1. Januar 1934 führten die Nationalsozialisten die „Sicherungsverwahrung“ als freiheitsentziehende Maßregel ein. Das Zuchthaus Brandenburg-Görden wurde daraufhin zu einer wichtigen Strafanstalt für diese Gefangenengruppe, die zeitweise bis zu 40 Prozent der Häftlingsgesellschaft ausmachte. Den Höchststand erreichte die Gefangenenzahl mit 759 Häftlingen im November 1942. Anschließend wurde die Mehrzahl dieser Gefangenen bis Mai 1943 in die Konzentrationslager zur „Vernichtung durch Arbeit“ überstellt. In der Mehrzahl waren diese Gefangenen dabei keineswegs Gewalttäter. Die Themen „Rassenhygiene“ sowie die so genannte „Asozialenaktion“ im Zuchthaus Brandenburg-Görden sind weitere Themen ihrer lesenswerten Arbeit.

Die beiden umfangreichen Publikationen von insgesamt über 1100 Seiten stellen einen fundierten Einblick in die Geschehnisse des Zuchthauses in Brandenburg-Görden dar, verdeutlichen aber auch den noch immer hohen Forschungsbedarf zu dieser Strafanstalt. Weitere, ggf. auch komparativ angelegte Studien sind durchaus lohnenswert.

Leonore Ansorg: Politische Häftlinge im nationalsozialistischen Strafvollzug: Das Zuchthaus Brandenburg-Görden. Berlin: Metropol, 2015
Sylvia de Pasquale: Zwischen Resozialisierung und „Ausmerze“. Strafvollzug in Brandenburg an der Havel (1920–1945). Berlin: Metropol, 2013

Thomas Altmeyer

Frauen in der Doppelrolle: Zeugin und Täterin

Hitlers „Furien“ nennt die US-amerikanische Historikerin Wendy Lowers ihr Buch. Im deutschen Titel sind daraus „Hitlers Helferinnen“ geworden. Die Autorin zählt dazu Krankenschwestern, Lehrerinnen, Sozialfürsorgerinnen, Verwaltungsangestellte und Ehefrauen in Osteuropa, von denen sie 13 Frauen im Detail vorstellt. Zusammen mit den NSDAP-Funktionärinnen und Ansiedlungsbetreuerinnen, die sie nicht untersucht hat, soll es sich dabei um eine halbe Million Frauen handeln, die Hitler unterstützt hätten.

Lower betrachtet die einzelnen Berufsgruppen und die Kategorien der Augenzeuginnen, Komplizinnen und Täterinnen. Dabei geht sie von der sozialen Situation der Frauen im Dritten Reich aus und schließt Fragen nach der Motivation der Frauen und der sogenannten „Wiedergutmachung“ an. Lower spricht von einer „Generationenkohorte“, der Generation von 17- bis 30-Jährigen, für die im Verlauf der NS-Zeit

Gewalt zum Alltag geworden war. Die Zugehörigkeit zum Bund Deutscher Mädel (BDM) war ab 1936 für alle Mädchen verpflichtend. Der Bund war geprägt von Ideologisierung, Erfahrung von Hierarchie, Kameradschaft und einer Qualifizierung für eine spätere Tätigkeit im NS-System. Es galt das Ideal der „arischen Mutter“, die aber in einem begrenzten beruflichen Spektrum durchaus berufstätig sein konnte und sollte. Darüber hinaus wurde später auch für elitäre Terrorgruppen wie das SS-Frauenkorps und das SS-Helferinnenkorps geworben.

Ein Ergebnis dieser Sozialisation durch BDM und andere NS-Organisationen war, so vermutet die Autorin, das Gefühl der jungen Frauen, „dass sie eigentlich mehr vom Leben erwarten dürften“. Dabei kamen den Ostgebieten, jenseits der deutschen Reichsgrenzen eine besondere Bedeutung zu. Sie erschienen als sozusagen gesetzloser Raum, der nicht zuletzt Frauen Möglichkeiten zur Entfaltung bot. Die einen kamen aus freien Stücken, aus Abenteuerlust, Karrieredenken und ideologischem Sendungsbewusstsein; für andere war der Aufenthalt im Osten eine Pflichtzeit.

Der Großteil der untersuchten Frauen kam aus der Verwaltung. Zu Täterinnen seien vor allem Ehefrauen und Sekretärinnen geworden, während Lehrerinnen und Krankenschwestern eher in einem bestimmten ideologisierten Umfeld dazu wurden. Die Doppelrolle wird speziell bei Krankenschwestern deutlich: Sie waren sowohl den Augenzeuginnen und Helferinnen als auch den Täterinnen zuzuordnen. Rotkreuzschwestern wie etwa die geschilderten Erika Ohr und Annette Schücking waren Zeuginnen der in Osteuropa begangenen Verbrechen an Juden und Kriegsgefangenen.

Andere wie die nur am Rande erwähnte Pauline Kneissler wurden im Rahmen der T 4 Aktionen ganz bewusst zu Täterinnen. Im Reichsgebiet hatten die als „Komplizinnen“ eingeschätzten Lehrerinnen behinderte oder auch nur auffällige Kinder zu melden, im Osten erzogen sie gekidnappte Kinder von Polen und Ukrainern in Heimen. Ehefrauen nahmen Teil an Plünderungen und Schießübungen auf Juden – wie zum Beispiel Liesel Willhaus, geb. Riedel, Stenotypistin und Frau von Gustav Willhaus. Beide schossen von ihrem Balkon aus auf Juden.

Die größte Bedeutung innerhalb des Unterstützungssystems des Regimes scheinen Sekretärinnen und Verwaltungsangestellte gehabt zu haben. Sie waren in der Regel über viele Vorgänge informiert, konnten teils selbst Todeslisten selektieren, eigene Befehle ausgeben wie etwa Lieselotte Meier, Sekretärin und Geliebte eines SS-Veteranen im Osten.

Lower geht auch auf die sogenannte Wiedergutmachung nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs ein. Den Täterinnen war eingeschärft worden, nichts zu erzählen von dem, was sie gesehen hätten, um nicht mit den Verbrechen in Verbindung gebracht zu werden. Anders als in der sowjetischen Zone und späteren DDR werden in der Bundesrepublik auffällig geringe Strafen verfügt. Die Frauen, die als Täterinnen identifiziert wurden, galten weitgehend als abhängig von ihren Ehemännern und damit als nur begrenzt schuldfähig. Als große gesellschaftliche Gefahr wurden sie von den Gerichten kaum eingeschätzt. So blieb ihre Schuld lange Zeit unerkannt und weitgehend ungesühnt.

Der Vorzug des Buches liegt meines Erachtens in einer guten gesellschaftlichen Analyse in Verbindung mit den knappen 13 Kurzbiographien. Allerdings wird die Lesbarkeit etwas behindert durch die Parallelisierung der einzelnen Lebensläufe in Herkunft, Beruf, Täterkategorie und Nachkriegszeit, die sich allerdings aus dem Konzept des Buches ergibt. In jedem Fall hat Wendy Lower ein spannendes und bereicherndes Buch

geschrieben zu einem Kapitel der NS-Geschichte, das noch lange nicht abgeschlossen ist.

Wendy Lower: Hitlers Helferinnen. Deutsche Frauen im Holocaust, München: Carl Hanser Verlag, 2014

Rosa Rahner

Eine Flucht durch Europa

Ende 2014 erschien das Tagebuch von Sonja Borus, der heute 88-jährigen und in Israel lebenden Shoschana (Sonja) Harari. 1927 in Berlin geboren, verbrachte sie ihre Jugend bis zu ihrem dreizehnten Lebensjahr in der deutschen Hauptstadt. Die antisemitische Staatsräson der Nationalsozialisten zwang die in ihren Mitteln begrenzte Familie Borus spätestens mit den Ereignissen des 9. November 1938 die Aufgabe ihrer Heimat konkret zu planen. Allerdings wurde Sonjas Vater bereits im September 1939 als feindlicher Ausländer inhaftiert. Er starb in Sachsenhausen. Sonjas älterer Bruder schloss sich im sowjetisch besetzten Teil Polens wahrscheinlich dem Widerstand an und ist seitdem unauffindbar. Die Mutter, die mit ihrem jüngsten Sohn in Berlin blieb, vertraute Sonja aus der eigenen Not heraus Recha Freier an, die Kindern mit der Jugendalija zur Auswanderung nach Palästina verhalf. Über vier Jahre dauerte ihre Flucht aus Deutschland über Österreich, Kroatien, Slowenien, Italien und die Schweiz in die neue Heimat Israel. Sie blieb die einzige Überlebende der Familie.

Die Herausgabe des auf Deutsch geschriebenen Tagebuchs der Sonja Borus ist dem Engagement von Klaus Voigt zu verdanken. Bereits 1989 veröffentlichte er nach fast zehn Jahren Recherche- und Archivarbeit zur Internierung von ausländischen und italienischen Juden im faschistischen Italien den ersten seiner zwei Bände „Zuflucht auf Widerruf“. Bis heute sind diese Pionierarbeiten Standardwerke zur Judenverfolgung in Italien. Zu seinem zweiten großen Projekt avancierte die Geschichte einer Flüchtlingsunterkunft in Nonantola in der norditalienischen Emilia Romagna. Sein Buch zur „Villa Emma“ (2002) thematisiert den Alltag von gut 70 jüdischen Flüchtlingskindern, die zusammen mit fast 20 Erwachsenen während des Zweiten Weltkriegs Zuflucht in Italien und von dort einen Weg nach Palästina fanden. Sonjas Tagebuch dokumentiert diese Zeit aus der Sicht eines jungen Mädchens und Zeitzeugen.

Die in Nonantola, einer damals knapp 10.000 Einwohner umfassenden Kleinstadt bei Modena, gelegene Villa Emma war Zufluchtsort für jüdische Kinder aus Deutschland, Österreich und Jugoslawien. Von der jüdischen Hilfsorganisation DELASEM finanziert, kamen hier Kinder der von der erwähnten Zionistin Recha Freier initiierten Jugend-Alija unter. Denn während es dieser mit ihrer Tochter und neunzig weiteren Kindern 1940/41 gelang, über Wien und Zagreb nach Palästina einzureisen, blieb der Rest der Gruppe um Sonja Borus aufgrund fehlender Zertifikate zur Einreise nach Palästina in Zagreb hängen. Nachdem die Leiter der Gruppe noch vergeblich von Kroatien aus versucht hatten, ihre Ausreise zu erwirken, flohen sie nach der deutschen Besetzung Kroatiens im April 1941 mit den Kindern nach Slowenien. In Lesno brdo, nahe Ljubljana, genoss die Gruppe prekären Schutz, bevor sie mit Hilfe der DELASEM in der Villa Emma bei Modena Unterschlupf fand. Auch wenn dieser Teil Sloweniens unter italienische Besetzung fiel, überstand die Gruppe sowohl den Krieg als auch die Verfolgung durch Nationalsozialisten und italienischen Faschisten – wie durch ein Wunder – unbeschadet.

Buchbesprechungen

Voigt gelang es seit den 1990er Jahren zu ca. 35 dieser Flüchtlingskinder der Villa Emma Kontakt aufzubauen. Der Gedenkstätte und damit dem Schicksal der jüdischen Kinder von Nonantola eine wissenschaftliche und auch emotionale Plattform zu schaffen, ist Voigts Verdienst. Die Veröffentlichung des Tagebuchs der Sonja Borus bildet einen vorläufigen Höhepunkt seiner Bemühungen.

Sonja verfasste ihr Tagebuch im Alter zwischen 13 und 17 Jahren. Über zeitlich unregelmäßige Einträge zwischen Dezember 1941 und Mai 1946 erhält der Leser einen tiefen Einblick in das Gemeinschaftsleben der jüdischen Kinder auf der Flucht, aber vor allem während ihres Aufenthaltes in Nonantola. Trotz der Tatsache, dass Sonja vor allem ihre Ängste und die damit verbundenen Sorgen um den Verbleib ihrer Familie beschreibt, erhält der Leser ein durchaus positives und klares Bild über den Alltag, die Abläufe und Aufgaben der Kinder der Villa Emma. In dem Tagebuch, das Sonja 1941 von ihrer Freundin Lilli Lewin zum Chanukka-Fest geschenkt bekommen hatte, verarbeitet das junge Mädchen auf bemerkenswerte Weise den abrupten Bruch mit der familiären Vertrautheit. In neuer Umgebung und auf unbekannte Menschen angewiesen, vereint sie Trauer, Hoffnung, Einsamkeit und Mut. Viele Einträge berichten über die Haushaltsdienste und die Unterrichte, die die Kinder unter der Aufsicht ihrer Erzieher stark einbanden, aber auch ablenkten und vereinten. Über fünfzig Mal erwähnte die Pubertierende den *Hawer* (Kamerad) Sali, in den sie verliebt war, wie sie während des Vortrags in Berlin lachend bestätigte. Häufiger schrieb sie nur über die Hoffnung, dass ihre Mutter noch leben und ihr bald Post schicken würde. Auch weil Sonja zunächst um ihre Anerkennung bei den anderen Kindern kämpfen musste und teilweise isoliert schien, flüchtete sie in ihren Gedanken häufig zur Mutter. Notizen über materielle Entbehrungen wie feste Schuhe, die auch im Winter den Ausgang vor die Tür des Heimes erlaubten, treten hierbei hinter Sonjas Sehnsucht nach Liebe und Geborgenheit zurück. In hoffnungsvollen Momenten überwiegen Beschreibungen schöner Erlebnisse, wie ausgedehnte Spaziergänge in der umliegenden ländlichen Gegend. Das Tagebuch der jungen Berlinerin erinnert zwar in manchen Passagen fast zwangsläufig an Anne Frank, jedoch konnte der Alltag und das Schicksal der beiden Mädchen unterschiedlicher nicht sein. Hierüber von der fast neunzigjährigen Sonja in Anwesenheit ihrer Kinder selbst hören zu dürfen, war bedrückend und erleichternd zugleich.

Sonja Borus/Klaus Voigt (Hg.): Sonjas Tagebuch. Flucht und Alija in den Aufzeichnungen von Sonja Borus aus Berlin. 1941–1946. Berlin: Metropol, 2014

René Moehrl

Zwangsarbeit in den besetzten Gebieten

Während die Zwangsarbeit für das Gebiet von Deutschland und Österreich auch auf lokaler und regionaler Ebene als weitgehend erforscht gelten kann, wissen wir relativ wenig von der

Buchbesprechungen

Zwangsarbeit, die in den besetzten Ländern selbst durchgesetzt wurde. Mit diesem Band liegen nun erstmals in deutscher Sprache von kompetenter Seite wichtige Grundinformationen zur Zwangsarbeit in den besetzten Gebieten vor. Die hier vorgestellten Forschungsergebnisse betreffen zum einen das Baltikum, Belarus, Bulgarien, Polen, Russland, Serbien, die Tschechische Republik, Kroatien und die Ukraine, zum andern Frankreich, Italien und Norwegen. Der Schwerpunkt liegt dabei auf dem Gebiet der ehemaligen Sowjetunion und auf Polen. Die 23 Autorinnen und Autoren aus den verschiedensten Ländern haben die historische Komplexität und die politischen Dimensionen der Zwangsarbeit im besetzten Europa erforscht. Sie haben Neuland betreten und als internationales Forschungsprojekt ein beachtliches Werk vorgelegt, das die Geschichte der nationalsozialistisch veranlassten Zwangsarbeit in Europa quellenorientiert und differenziert beleuchtet. Den zahlreichen Einzelbeiträgen in einer Besprechung auch nur ansatzweise gerecht zu werden, ist leider nicht möglich. Nicht einmal die in den einzelnen Beiträgen des Bandes entfaltete Komplexität der Zwangsarbeit in den verschiedenen Ländern und zu den verschiedenen Kriegszeiten können wir hier darstellen. Die Herausgeber legen begründet Wert darauf, den Begriff ‚Zwangsarbeit‘ nicht ungeprüft bzw. pauschal zu verwenden. Kein Zweifel besteht jedoch für sie darüber, „dass ein erheblicher Teil der Arbeit von Ausländern für das Reich als Zwangsarbeit einzustufen ist“. Aber nicht alle Arbeitsverhältnisse, die von den deutschen Besatzern eingerichtet wurden, beruhten auf Zwangsarbeit. Hinzu kommt, dass die Formen des Zwangs variierten. Vom indirekten ökonomischen Zwang der Sicherung des materiellen Überlebens bis zum lebensbedrohenden SS-Aufseher reichte die Skala. Dies macht es schwierig, zur klaren systematischen Dimensionierung der Zwangsarbeit in jenen Jahren zu kommen. Dennoch kann als gesichert gelten, dass „die Zahl jener Männer und Frauen, die im besetzten Europa Zwangsarbeit verrichten mussten, in die Millionen geht“.

Entscheidend werden die Unterschiede in der Behandlung der ausländischen Arbeiter und Arbeiterinnen (man kennt dies aus den im Deutschen Reich verpflichteten Zwangsarbeitern) herausgearbeitet, die rassistisch oder bzw. und politisch motiviert waren und zu verschiedenen Formen der Arbeits- und Lebensbedingungen bzw. der Ausbeutung der Menschen führten. Tilman Plath zeigt z. B., dass es den baltischen Behörden gelang, faktisch dadurch Einfluss auf die deutsche Besatzungspolitik zu erlangen, dass sie die Rekrutierungen vor allem auf die russischen Minderheiten (und damit die eigenen Landsleute schonend) in den baltischen Ländern lenkten. Die in den besetzten westeuropäischen Ländern z.B. von der Organisation Todt veranlassten Zwangsarbeiten vom ab 1943 besetzten Italien bis nach Norwegen erfolgten in der Regel nicht unter jenen völlig rechtlosen Bedingungen, die in Polen und in der Sowjetunion herrschten – es sei denn, sowjetische Kriegsgefangene wurden nach Norwegen verbracht (bis 1944 mindestens 100.000).

Das Buch gliedert sich thematisch in drei Teile. Im ersten Teil „Besatzung“ werden für zahlreiche besetzte Länder die Organisation des Arbeitseinsatzes und die Arbeitseinsatzpolitik, zum großen Teil erstmals auf der Grundlage

neuer archivarischer Forschungen, dargestellt. Der Leser erfährt, wie die Besatzer in ihren kriegswirtschaftlichen Zielen es hinbekommen haben, entsprechende Arbeitskraftpotentiale in den besetzten Ländern zu rekrutieren. Im zweiten Teil „Arbeit“ werden die konkreten Arbeits- und Lebensbedingungen z. B. für polnische Juden im Generalgouvernement oder für Zivilpersonen im Reichskommissariat Ukraine, in Kroatien, Transnistrien und in Norwegen dargestellt. Im dritten Teil „Folgen“ geht es zum einen um das schwere Schicksal der Repatriierten in der Sowjetunion (viele kamen als Ergebnis einer „Refiltration“ in Speziallager des NKVD) und in Bulgarien, deren gesellschaftliche Reintegration erschwert und z. T. unmöglich gemacht wurde. Elena Rozdestvenskaja stellt z.B. das Ergebnis einer das kollektive Gedächtnis untersuchenden Studie vor, für die sie 30 narrative Interviews mit ehemaligen „Ostarbeitern“ geführt hat. Sie stieß bei ihren Gesprächspartnern auf Normalisierungsstrategien, auf Versuche der Anonymisierung, auf Kompensation und Überkompensation und durchgehend auf eine ihnen gesellschaftlich versagte symbolische Anerkennung. Petar Petrov und Ana Luleva untersuchten Formen und Wandlungen sozialistischer Erinnerungspolitik („Von Opfern und Helden“) in Bulgarien, indem sie lebensgeschichtliche und themenzentrierte Interviews durchführten, in denen sich die „Grenzen zwischen autobiographischer Selbstdarstellung und Parteipolitik verwischen“. Die nach 1989 dort entstandene „Konkurrenz“, die den heroischen Erinnerungen der Antifaschisten durch die Berichte der Antikommunisten entgegenstand, die zwischen 1944 und 1962 ihrerseits Zwangsarbeit hatten erleiden müssen, führte dazu, dass das Thema Zwangsarbeit/Arbeitslager „seit den letzten Jahren gegen null (tendiert)“.

Wenn die Herausgeber ihr bahnbrechendes Werk als einen „ersten Schritt zur Erforschung der Zwangsarbeit in den besetzten Ländern und zu ihrer Bewältigung nach 1945“ bezeichnen, dann sehe ich darin einen Ausdruck sympathischer wissenschaftlicher Bescheidenheit.

Dieter Pohl, Tanja Sebta (Hg.): Zwangsarbeit in Hitlers Europa. Besatzung, Arbeit, Folgen. Berlin: Metropol, 2013

Dietfried Krause-Vilmar

Revolutionär auf drei Kontinenten

Die vorgelegte Lebensgeschichte Arthur Ewerts (1890–1959) ist das Ergebnis einer mehrjährigen Forschungsarbeit über einen vormalig auf drei Kontinenten wirkenden Revolutionär. In den Jahren nach seinem Tod verbanden Interessenten historischer Biografien seinen Namen vor allem mit dem Schicksal von Luis Carlos Prestes und dem fehlgeschlagenen linken Putsch in Brasilien Mitte der 1930er Jahre, der Auslieferung von Olga Benario Prestes und Elisabeth Ewert (Sabo) an Hitlerdeutschland und in das Frauen-KZ Ravensbrück. Scheinbar betrifft dieses Buch also nicht direkt die Hauptthematik des Studienkreises Deutscher Widerstand 1933–1945, bietet aber auf den zweiten Blick wichtige Hintergrundinformationen zu Personen und Ereignissen von KPD und Komintern bis zum faschistischen Terror in Brasilien und Deutschland. Entstanden ist eine umfangreiche Biografie über einen (wieder) beinahe unbekanntem Kommunisten, der auf Grund seiner weitgehend geheimen bis illegalen Tätigkeiten für seine Partei bzw. die Komintern unter vielen Decknamen agieren musste. Ewert war ein den sozialistisch-kommunistischen Ideen treu

dienender Parteisoldat im Krieg internationaler ideologischer und machtpolitischer Auseinandersetzungen.

Bislang waren dank verschiedener lexikalischer Einträge nur die wichtigsten Daten seines stets mit politischem Engagement verbundenen Lebens nachlesbar. Über seine treue Gefährtin, die auch unter dem Namen Sabo als Journalistin bekannt wurde, ist zumindest im Hinblick auf ihre Verbindungen zu Olga Benario Prestes oder Helene Radó-Jansen berichtet worden. Doch viele Fragen zu Arthur Ewert blieben lange offen.

Die versucht Friedemann nun zu beantworten, indem er schonungslos hinter die Kulissen und eine bisher allzu glatte Oberfläche politischer Vorgänge schaut, soweit sie seinen Protagonisten und dessen Umfeld betreffen. Die selbstlose Rolle seiner älteren Schwester Minna, die zwölf ihrer Lebensjahre allein den Rettungsversuchen für Arthur widmete, wird erfreulicherweise in einem separaten Kapitel gewürdigt.

Als der 1860 in einer Bauernfamilie mit sechs Kindern geborene Arthur aus dem kleinen ostpreußischen Dorf Heinrichswalde 1906 zu einer Sattlerlehre bei seinem Onkel in Berlin kam, brannte er vor Wissensdurst. Er besuchte marxistische Bildungszirkel, wo er seine spätere Frau Elise (Sabo) kennen lernte und in engeren Kontakt zu Frida Rubiner kam. Die führte ihn zur Mitgliedschaft in der Sozialdemokratischen Partei und später in die kommunistische Bewegung. Nach Kanada floh er mit Sabo zunächst aus persönlichen Erwägungen vor dem drohenden Weltkrieg. Dort half er dann maßgeblich bei der Gründung und Profilierung der Kommunistischen Partei. Diese Erfahrungen und gute Sprachkenntnisse befähigten ihn nach seiner Rückkehr 1919 zu verantwortungsvollem, parteilichen Handeln. 1923 wählten ihn die Delegierten des Leipziger Parteitagess erstmals in den engeren Führungszirkel der KPD. Er geriet in Flügelkämpfe und revolutionäre Aktionen, wurde gemaßregelt, dann wieder mit verantwortungsvollen Aufgaben betraut und in geheimer Mission von 1932 bis 1934 nach China und danach als Repräsentant der Komintern nach Lateinamerika gesandt. Im Spätherbst 1934 folgte sein zweiter Einsatz als Leiter des Kominternbüros mit dem Verantwortungsbereich für die kommunistischen Parteien von acht (!) lateinamerikanischen Ländern. Den Schwerpunkt bildete dabei die Unterstützung bzw. Realisierung des Planes zur Übernahme der politischen Macht durch die „Nationale Befreiungsallianz“ unter Führung von Luiz Carlos Prestes. Dem tragischen Ausgang und den Vergeltungsaktionen der faschistischen Varga-Regierung nach dem November 1935 wird ausführlich Raum gegeben und eine Analyse der Fehlentscheidungen nicht ausgelassen. Die vom Autor geleistete aufwändige Forschungsarbeit hat sich gelohnt: Anhand von Arthur Ewerts Lebensspuren und -stationen erschließen sich nicht nur Details internationaler kommunistischer Geschichte in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts, sondern gleichzeitig wird die Rolle vieler damals agierender Personen näher beleuchtet. Zusammenhänge oder polarisierende Diskussionen werden verständlich oder zur Diskussion gestellt.

Das Ergebnis liest sich weitgehend spannend wie ein Krimi, bietet jedoch emotional schwere Kost angesichts der dokumentierten Vorgänge von Intrigen, Verrat und Folter. Dabei wird allerdings deutlich, was Menschen wie Arthur Ewert dazu veranlasste, all das zu ertragen, um ihre Ideale von einer humaneren Welt verwirklichen zu helfen.

Die vorliegende Biografie basiert auf einer etwa 700-seitigen im Internet zugänglichen Disserta-

tion Friedmanns. Notwendige Kürzungen und Überarbeitungen für diese Buchpräsentation haben demselben zu einer guten Lesbarkeit verholfen. Dabei zeigt sich die journalistische Erfahrung des Autors, der 2007 bereits eine informative Gerhard-Eisler-Biografie unter dem Titel „Walter Ulbrichts Rundfunkmann“ vorlegte, wobei übrigens erst sein Interesse am Schicksal Arthur Ewerts geweckt wurde. Für seine weiteren Recherchen konnte er als ehemaliger Botschaftsmitarbeiter in Brasilien seine Landes- und Sprachkenntnisse gerade noch für persönliche Gespräche mit Luiz Carlos Prestes und seiner von Olga im Gefängnis geborener Tochter Anita Leocárdias und dem Pflichtverteidiger von Arthur Ewert nutzen. So vermochte er auch die bereits in Brasilien und andernorts erschienenen Veröffentlichungen zu diesen brisanten historischen Ereignissen selbst auszuwerten, um sie kritisch in seine Arbeit einzubeziehen.

Dadurch weitet sich die Biografie zum Geschichtsbild vor allem hinsichtlich bisher weniger bekannter historisch-politischer Ereignisse in Ländern außerhalb Europas. Einen ergänzenden Mosaikstein zum antifaschistischen Widerstandskampf in Deutschland liefert sie zwar nicht, denn Ewert war ab 1930 nur noch im Kominternauftrag unterwegs – sehr wohl aber über die internationalen Verflechtungen faschistischer Systeme und die weltweiten opferreichen Aktionen der Antifaschisten.

Ronald Friedmann: Arthur Ewert. Revolutionär auf drei Kontinenten. Berlin: Karl Dietz Verlag, 2015

Helga W. Schwarz

Unbekannter 20. Juli 1944

Über 200 Personen werden zu den Verschwörern des 20. Juli 1944 gezählt, die durch ein Attentat auf Hitler das totalitäre NS-System umstürzen und den Zweiten Weltkrieg beenden wollten. Dennoch wird der missglückte Anschlag im „Führerhauptquartier Wolfsschanze“ überwiegend mit Oberst Claus Schenk Graf von Stauffenberg assoziiert, dem sich aufgrund seiner militärischen Position letztlich die Möglichkeit bot, den Sprengstoff zu zünden. Die Namen vieler Beteiligten, die durch weitreichende Netzwerke die Unterstützung der Alliierten erbaten, an den Plänen für eine gesellschaftliche und verfassungspolitische Neuordnung mitwirkten und zu großen Teilen dabei ihr Leben verloren, sind heute öffentlich kaum bekannt.

Hier setzen die Theologin, Politikerin und Publizistin Antje Vollmer und der Journalist Lars-Broder Keil an: Sie nehmen exemplarisch zehn Widerstandskämpfer des 20. Juli in den Blick, zeichnen ihre Biografien nach und fragen nach ihren Beweggründen. Mithilfe von Briefen, Tagebüchern, Erinnerungen sowie Aussagen von Angehörigen und Freunden wird eine menschliche Perspektive auf die Mitverschwörer gegeben, die die Schwierigkeiten bei der Planung demonstriert, aber die auch die emotionale Ebene, die Zweifel, die Ängste und die moralische Schuld offenlegt, mit der sich die Akteure angesichts des Mordversuchs konfrontiert sahen. Gerahmt werden die einzelnen Porträtkapitel durch zwei Interviews mit den jüngst verstorbenen Zeitzeugen Richard von Weizsäcker und Ewald Heinrich von Kleist, die durch ihre Zugehörigkeit zum 9. Infanterie-Regiment Kontakt zu weiteren Widerstandskämpfern hielten. Beide thematisieren auch den diffizilen Umgang mit widerständigem Verhalten in der Nachkriegszeit, in der durch das „Schwarz-Weiß-Denken“ (S. 230) viele Militärs

durch ihre vormalige Nähe zur nationalsozialistischen Ideologie stigmatisiert wurden. Am Beispiel von Friedrich Karl Klausling wird deutlich, wie schonungslos das NS-Regime jegliche Form von Widerstand besonders nach dem 20. Juli im Keim zu ersticken versuchte: Als jüngster Angeklagter fungierte Klausling als Vertrauter Stauffenbergs, der einen maßgeblichen Beitrag bei der Planung und innerhalb der Informationskette leistete, die unmittelbar nach dem Anschlag aufgelöst wurde. Obwohl er rechtzeitig fliehen konnte, entschied er sich bewusst dafür, seine Teilnahme zu gestehen und wurde kurze Zeit später in Plötzensee hingerichtet. Von Klausings Vater, dem Rektor der Universität Prag, forderten SA-Männer Selbstmord – er kam der Forderung nach, um seine fünfköpfige Familie nicht der Sippenhaft auszuliefern. Doch auch umgekehrt mussten die Söhne der Verschwörer die Taten ihrer Väter verantworten. So sollte beispielsweise der Sohn von Heinrich Graf zu Dohna-Tolksdorfs das Todesurteil über seinen Vater, der nach dem Attentat zeitweilig als Oberpräsident Ostpreußens fungieren sollte, als rechtmäßig anerkennen. Bei Weigerung müsste „er sich zum Einsatz an der Front melden, um mit seinem Tod ‚den Ehrenschild der Familie‘ reinzuwaschen“. Mit solchen und ähnlichen Berichten sensibilisieren die Autoren für eine verständnisvolle Bewertung des Widerstands, indem sie die Schicksale der hinterbliebenen Familienangehörigen beleuchten, die oftmals auch die Nachkriegszeit behandeln und von einem intensiven Engagement für die Gedenkarbeit zeugen wie etwa bei den Söhnen des Offiziers Georg Schulze-Büttgers (1904-1944), der als anfänglicher Sympathisant des Systems später als Erster Stabs- und Operationsoffizier für die Anschlagplanung zuständig war. Auch die Verzweigung der Verschwörer, die angesichts der zu erwartenden Repressionen bisweilen im Suizid mündete, wird an den Beispielen von Hans-Ulrich von Oertzen und Kurt Freiherr von Plettenberg akzentuiert.

Die Auswahl der Widerstandskämpfer des 20. Juli verdeutlicht zudem, dass es keine geschlossene handelnde Widerstandsbewegung gab, sondern dem Einsatz unterschiedliche Motive zugrunde lagen. Vollmer und Keil sorgen darüber hinaus für eine Korrektur des Negativbildes von Beteiligten wie Erich Fellgiebel, der 2008 einem „Millionenpublikum [...] als ständig betrunken[e]r Zögerer“ (S. 46) in einem realitätsfernen Kinofilm präsentiert wurde. Tatsächlich gehörte dieser jedoch nicht nur zum engeren Planungskreis, sondern bemühte sich darum, die Kommunikation im Führerbunker zu blockieren, damit in Berlin eine Übergangsregierung gebildet werden konnte.

Abschließend wird den weiteren Kurzporträts von Margarethe von Oven, Albrecht Graf von Bernstorff und Randolph Freiherr von Breidbach-Bürresheim die Biographie des Juristen Hans Bernd Gisevius entgegengesetzt. Offiziell als Widerstandskämpfer des 20. Juli geführt grenzte dieser sich selbst von den Militärs ab. Er befürwortete statt des Attentats eine strategische Lösung und wird bis heute aus Historikersicht höchst kontrovers beurteilt; Antje Vollmer gelangt zu dem Schluss, er sei vielmehr ein gekränkter Eingeweihter gewesen, dessen Gleichsetzung auf eine Stufe mit den Akteuren des 20. Juli fragwürdig sei.

Angesichts der Fülle von Publikationen über den 20. Juli nimmt die Monographie eine gern gesehene Sonderstellung ein: Ohne nüchterne Hintergrundinformationen über das Attentat und alle Beteiligten zu geben, wird anhand der Einzeldarstellungen eine Rekonstruktion der Geschehnisse ermöglicht, während die Rollen der jeweiligen Protagonisten – der Gefährten –

Buchbesprechungen

im Kreis der Verschwörer mit von Stauffenberg als Knotenpunkt exponiert werden.

Antje Vollmer, Lars-Broder Keil: Stauffenbergs Gefährten. Das Schicksal der unbekanntesten Verschwörer. München: Hanser Berlin, 2013

Kathrin Kiefer

Gedenken nach Jahren des Schweigens

„An der Stätte, an der einst Hass, Willkür und brutaler Vernichtungswille geherrscht haben, sollen jetzt durch Liebe und Vertrauen strafällig gewordene Menschen gebessert werden. Dieser Liebedienst am Menschen dürfte im Endergebnis doch wohl das ehrenvollste Ehrenmal bedeuten, das errichtet werden könnte.“ Mit diesen Worten rechtfertigte die Hamburger Gefängnisbehörde im Jahr 1951 die Nutzung des Geländes des ehemaligen Konzentrationslagers Neuengamme als Strafvollzugsanstalt und reagierte damit auf die Forderung überlebender Häftlinge, einen Teil des Lagerkomplexes als Erinnerungsort zugänglich zu machen.

Nach Kriegsende war das KZ-Gelände, auf dem zwischen 1938 und 1945 mehr als 100.000 Menschen inhaftiert waren, von der britischen Militäradministration zunächst als Lager für Displaced Persons und anschließend als Internierungslager genutzt worden; 1948 wurde es von der Stadt Hamburg übernommen. Das ehemalige Häftlingslager wurde zum „Männergefängnis Neuengamme“ (später: Justizvollzugsanstalt Vierlande) umgebaut und weitere Teile des Geländes an Gewerbebetriebe verpachtet. „Auf den Gedanken, dass die Angehörigen der im KZ Neuengamme ums Leben gebrachten Menschen und die Überlebenden das ehemalige KZ als Ort der Trauer und des Gedenkens sehen könnten, war man nicht gekommen oder hatte ihn verdrängt. Auf entsprechende Wünsche waren Politik und Verwaltung nicht vorbereitet. Sie reagierten darauf mit Hilflosigkeit, Unverständnis oder Abwehr“, so Johann Klarmann, der mit seinem Buch „Die erneute Demütigung“ eine faktenreiche und präzise Studie über den Umgang der Hansestadt mit dem ehemaligen Konzentrationslager von 1945 bis 1985 vorlegt.

Eingangs skizziert Klarmann die Geschichte des KZ Neuengamme und analysiert sodann die Entstehungsprozesse früherer Gedenksorte für NS-Opfer in Hamburg. Im Hinblick auf die erinnerungspolitischen Entwicklungen in den folgenden Jahrzehnten sowie den Umgang der Stadt mit dem ehemaligen Konzentrationslager sind hier die Debatten um das 1949 eingeweihte Denkmal für die Opfer nationalsozialistischer Verfolgung auf dem Hauptfriedhof im Stadtteil Ohlsdorf äußerst aufschlussreich: 1948 kam es anlässlich der Berlin-Blockade zum Bruch zwischen der Hamburger SPD und der Vereinigung der Verfolgten des Naziregimes (VVN), der eine politische Instrumentalisierung des Gedenkens an die NS-Opfer vorgeworfen wurde. VVN und KPD wurden fortan von den Planungen für das Mahnmals ausgeschlossen; gegenseitige Unterstellungen und Vorwürfe hatten, so Klarmann, „erhebliche Auswirkungen auf den Umgang des Senats mit dem ehemaligen KZ Neuengamme.“ So wurde den Forderungen der Überlebenden – die sich Ende der

Buchbesprechungen

1950er Jahre in der Amicale Internationale sowie der Arbeitsgemeinschaft Neuengamme zusammenschlossen – kaum Gehör geschenkt und in Bezug auf die Erinnerung an die KZ-Opfer stets auf das Ohlsdorfer Mahnmahl als zentrale städtische Gedächtnisstätte für alle NS-Opfer verwiesen. Auf dem einstigen Lagergelände wurden derweil die Holzbaracken des ehemaligen Häftlingslagers abgerissen und ein neuer Gefängnisstrakt gebaut; die Steingebäude blieben weitgehend erhalten und wurden gleichfalls als Haft- und Verwaltungsgebäude der Strafvollzugsanstalt genutzt. Ende der 1960er Jahre wurde eine weitere Haftanstalt (Jugendanstalt Vierlande) am historischen Ort erbaut.

Den Schwerpunkt der Studie bilden die beiden Kapitel „Denkmale auf dem ehemaligen KZ-Gelände“ und „Später Respekt für die Oper“, in denen Klarmann den Kampf der Überlebenden und Angehörigen um Anerkennung sowie – ab den 1970er Jahren gemeinsam mit zivilgesellschaftlichen Aktivist*innen – für Gedächtnisstätten am „authentischen“ Ort ebenso nachzeichnet wie das jahrzehntelange Beschweigen und Verdrängen der Hamburger Politik, Verwaltung und Bevölkerung. Bereits 1951 hatten ehemalige Häftlinge gegen die alleinige Nutzung des KZ-Geländes als Haftanstalt protestiert und vergleichbar darauf gedrungen, zumindest einen Teil als Gedenkort für die Öffentlichkeit freizugeben. Eine erste Gedenksäule konnte

1953 nur am Rand des Areal errichtet werden; 1965 schufen die Überlebendenverbände dort, auf der Fläche der ehemaligen Lagergärtnerei, eine Gedächtnisstätte in Gestalt einer Stele, einer Gedenkmauer sowie einer Skulptur. Eine KZ-Gedenkstätte mit ständiger Ausstellung („Dokumentenhaus“) und regelmäßiger Besucherbetreuung konnte jedoch erst 1981 nach mehrjährigen Auseinandersetzungen eröffnet werden; im Jahr darauf fand ein erstes Internationales Jugendworkcamp statt, mit dem historische Spuren freigelegt und die zu dieser Zeit zugänglichen Geländeabschnitte erschlossen wurden. 1984 stellte die Stadt Hamburg Teile des ehemaligen Lagergeländes unter Denkmalschutz, wenngleich der Großteil des historischen Areal wegen des Strafvollzugs für die Öffentlichkeit weiterhin nicht zugänglich war. Erst seit 2007 kann das gesamte Gelände des ehemaligen Konzentrationslagers Neuengamme als KZ-Gedenkstätte genutzt werden, nachdem die Gefängnisanstalten aufgegeben worden waren.

Klarmann behandelt die Entwicklungen nach 1985 nur cursorisch in einem abschließenden Kapitel, was auch dem Umstand geschuldet sein dürfte, dass der Autor und SPD-Politiker von 1982 bis 1993 selbst Mitglied der Hamburger Bürgerschaft war und er möglicherweise eine Überlagerung seines eigenen politischen Wirkens mit dem Untersuchungsgegenstand vermeiden wollte.

Umso beachtlicher ist Klarmanns kritischer Blick auf den Umgang von Senat, Bürgerschaft und Zivilgesellschaft mit dem KZ Neuengamme von 1945 bis 1985, indem er etwa politische Kontinuitäten aus der NS-Zeit, erinnerungspolitische

Debatten im Zeichen des Kalten Kriegs sowie den Stellenwert des einstigen Konzentrationslagers im Selbstbild der Stadt unter die Lupe nimmt. Klarmann beleuchtet die Intentionen und Handlungen verschiedenster Akteure und kommt abschließend zu einem eindeutigen Fazit: „Der fehlende Blick für die ungeheuerliche Dimension der Verbrechen und die fehlende Empathie mit den Opfern von Neuengamme waren im Wesentlichen dafür ausschlaggebend, dass es beinahe vier Jahrzehnte dauerte, bis Hamburg sich zu diesem beschämenden Teil seiner Geschichte uneingeschränkt bekannte. Außenpolitische Rücksichtnahme und das beharrliche Bemühen der Verfolgten und ihrer Verbände haben nach und nach ein Umdenken bewirkt. Unterstützt wurde diese Entwicklung ab Ende der sechziger Jahre [...] durch die jüngere, nicht unmittelbar durch die NS-Diktatur belastete Generation“ Gleiches ließe sich sicherlich für die Mehrzahl der ehemaligen Konzentrationslager sagen, weshalb Klarmanns Fazit im Allgemeinen kaum überrascht. Die Stärke des Buchs liegt jedoch darin, eben diesen Prozessen des Verdrängens, Vergessens, „Aufarbeitens“, Erinnerns und Gedenkens in Detail nachzuspüren und die Entwicklungen umfassend zu analysieren. Vergleichbare Studien zu anderen Orten der NS-Verbrechen wären wünschenswert.

Johann Klarmann: Die erneute Demütigung. Hamburgs Umgang mit dem ehemaligen Konzentrationslager Neuengamme 1945 bis 1985. Berlin: LIT, 2013

Marco Brenneisen

Wieder gelesen

Ernest Hemingway

Wem die Stunde schlägt

„Niemand ist eine Insel ... Jedes Menschen Tod ist mein Verlust, denn ich bin Teil der Menschheit; und darum verlange nie zu wissen, wem die Stunde schlägt; sie schlägt dir selbst.“ Die Verse von John Donne, die Hemingway für den Titel seines Buches nutzte, beeindruckten mich als Jugendliche fast noch mehr als der Inhalt seines Romans. Die knappen Worte umfassten meinen existenziellen Horizont; genau so stellte ich mir ein verantwortungsvolles Handeln und Leben vor. Hemingway hatte meinen Ton getroffen.

Doch auch die Geschichte, die Ernest Hemingway in seinem – neben dem „Alten Mann und das Meer“ wohl berühmtesten Werk erzählt, schlug mich in den Bann. Sie lieferte den Beleg für Donnes These, dass niemand eine Insel sei: Alle Menschen sind im Privaten wie im Politischen eng miteinander verbunden und voneinander abhängig.

Nur drei Tage umfasst der Roman aus dem Jahr 1940, der für viele Leser das Buch über den Spanischen Bürgerkrieg schlechthin geworden ist. In diesen drei Tagen lernt der Leser eine Gruppe von Menschen kennen, die für eine politische Sache ihr Leben wagen, die andere verraten und töten und doch voller Angst und Zweifel sind. Die Hauptfigur ist Robert Jordan, ein amerikanischer Intellektueller, der auf der Seite der spanischen Republik kämpft. Seine Spezialität ist das Sprengen von Brücken; seine Kennerschaft auf diesem Gebiet macht ihn zum unangefochtenen Experten. Er ist der „Ingles“, der „Engländer“, aber seine Her-

kunft spielt für die Kampfgenossen selten eine Rolle, zumal er durch seinen langen Aufenthalt im Land fließend spanisch spricht. Von seinem Befehlshaber, dem Russen Golz, hat er den Auftrag bekommen, in den Bergen nördlich von Madrid eine Brücke zu sprengen. Das soll der Auftakt zu einem groß angelegten Angriff auf die Faschisten werden. Jordan soll sich auf eine Gruppe von Guerillas stützen, die in der unwegsamen Gegend leben und Erfahrung im Kampf gemacht haben.

Der Anführer ist Pablo, ein langjähriger Feind der Faschisten, aber kriegsmüde und für Robert Jordan und die anderen Gefährten schwer einzuschätzen. Einmal verlässt er die Gruppe, kehrt aber im entscheidenden Moment zurück. Seine Frau Pilar, ebenso kampferfahren ist der raue, aber gute Geist; alle gehorchen ihrem Regiment. Intensiv zeichnet Hemingway das Bild des alten Anselmo, der mit seiner Kraft und Erfahrung kämpft, aber das

Töten hasst. Die Gruppe hat vor kurzem einen Zug in die Luft gesprengt und damit den Vormarsch der Faschisten aufgehalten. Die Einzelheiten des Überfalls und die Details der Detonation werden ausführlich in allen Grausamkeiten geschildert. Auch an anderen Stellen, etwa wenn es um die Tötung der Wachposten der Brücke geht, spürt der Leser, wie nah Hemingway als Berichterstatter am Kampfgeschehen war. Den Krieg in seiner ganzen Brutalität darzustellen – als Autor, der von seiner Männlichkeit überzeugt war, aber auch als Chronist des Bürgerkriegs.

Bei der Sprengung des Zuges war Maria zu der Gruppe gestoßen, eine junge Frau, deren Eltern von den Faschisten ermordet wurden. Die Feinde hatten ihr die Haare geschoren und sie vielfach vergewaltigt. Nun versucht Pilar, die seelischen und körperlichen Wunden zu lindern. Als Maria zum ersten Mal Robert Jordan sieht, verliebt sie sich umgehend in ihn – und er in sie. „Wem die Stunde schlägt“ ist nicht zuletzt eine intensive, oft sehr zärtliche Liebesgeschichte. Robert Jordan ist überrascht von der Macht seiner unerwarteten Gefühle für die junge scheue Frau; Maria ist dankbar für das unvorhergesehene Glück. Dem Paar ist wenig Zeit vergönnt.

Die Gruppe hat den großen Auftrag zu erfüllen: die Zerstörung der Brücke. Robert Jordan, aus dessen Perspektive weite Teile des Romans geschildert sind, denkt über seine Strategie und den Sinn der Tat nach. Breiten Raum nehmen die politischen Auseinandersetzungen ein, für die man sich

heute ein Glossar wünschen würde. Wer gehörte zu welcher linken Fraktion? Was waren die Hintergründe der Anarchisten? Wie unterschieden sich ihre Ziele von denen der Kommunisten? Robert Jordan ist wenig an den politischen Feinheiten interessiert. Was ihn bewegt, ist der gemeinsame Kampf gegen die Faschisten. Etwa in der Mitte des Romans fragt der Zigeuner Primitivo Jordan, ob es auch in seiner Heimat Faschisten gebe. „Es gibt viele, die nicht wissen, dass sie Faschisten sind, es aber im richtigen Augenblick entdecken werden.“ Und könne man sie ausrotten, bevor sie losschlagen, fragt Primitivo. „Nein,“ sagte Robert Jordan, „Wir können sie nicht ausrotten. Aber wir können das Volk erziehen, damit es den Faschismus fürchtet, ihn sofort erkennt, wenn er auftaucht, und ihn bekämpft.“

Immer wieder reflektiert Jordan die Zeit, als er noch nicht in den Bergen war. Madrid war seine Stadt. Buchhandlungen, Hotels und Bars waren der Rahmen für Treffen mit Freunden und politischen Gefährten. Im Hotel Gaylord trifft er auf den Russen Karkow und seine Geliebte, ein Mädchen mit mahagonifarbenen Haaren, das deutsch spricht. Tatsächlich schildert Hemingway in der kurzen Begegnung Maria Osten, eine Frau voller Talent und Elan, die 1942 den sowjetischen Säuberungen zum Opfer fiel. Ihr Partner war – mit wirklichem Namen – Michail Kolzow, Redakteur der „Prawda“. Beiden setzt Hemingway ein freundliches literarisches Denkmal. Weniger freundlich sind seine Erinnerungen an André Marty, den er ausführlich in einer Begegnung mit Andrés, einem der Guerilla-Kämpfer aus Jordans Gruppe, schildert. Hemingways Portrait des machthungrigen Militärs und Politiker sollte sich als hellsichtig erweisen.

Das Gefecht um die Brücke steht bevor. Manchen Widrigkeiten zum Trotz gelingt das Vorhaben; die wichtige Verkehrsader wird gesprengt. Robert Jordan wird dabei schwer verletzt; er weiß, dass er kaum überleben wird. Aber er bleibt zurück, um den Rückzug der anderen aus der Gruppe zu decken. „Er fühlte das Pochen seines Herzens an dem Nadelboden des Waldes“ – mit diesen Worten endet der Roman.



Welcher Eindruck bleibt heute von „Wem die Stunde schlägt“, 76 Jahre nach dem Erscheinen des Romans? Noch immer packt das Geschehen; es bleibt eine spannende Geschichte, deren Ausgang man ahnt, aber den man doch nicht wahrhaben will. Ungewöhnlich lang sind die Passagen der Reflexion. Rasch stellt sich ein Gefühl der Überfrachtung ein. Man möchte Seiten überblättern.

Wer heute den Namen Ernest Hemingway nennt, denkt an ihn als Meister der Kurzgeschichte (wie auch in den Unterrichtsmaterialien zu „Spanish Earth“ in dieser Ausgabe der „Informationen“ skizziert). Sein lakonischer Stil war prägend für seine Werke und für viele seiner Nachahmer/innen. In „Wem die Stunde schlägt“ ist davon erstaunlich wenig zu spüren. Vielmehr erscheint die Sprache häufig etwas altbacken (manches mag der Übersetzung geschuldet sein). Die Erzählweise ist oft ausladend, mitunter langatmig. Ein heutiger Lektor würde lange Passagen streichen – und es würde dem Erzählfluss des Romans nicht schaden.

Was besonders auffällt: Hemingway lässt kein Klischee aus. So ist bei ihm der Amerikaner Robert Jordan – alles in allem – ein guter Mensch. Er steht auf der richtigen politischen Seite, ist tapfer, zu Opfern bereit und den anderen immer eine Nasenlänge voraus (aber, das muss gesagt sein, auch das wird von Robert Jordan selbst vielfach reflektiert). Die Spanier in der tapferen Guerilla-Truppe erscheinen uns wie Abziehbilder. Da sind sie alle: die wackere Pilar, die ihrem verschlagenen Mann Pablo moralisch und lebensstüchtig haushoch überlegen ist, die listigen Zigeuner, die wackeren altgedienten Kämpfer mit dem Herzen auf dem rechten Fleck, und natürlich Maria, die schöne junge Frau, die vom Schicksal misshandelt wurde, bis sie schließlich auf ihre wahre Liebe, auf Robert Jordan trifft. Hemingways Kunst als Schriftsteller ist, dass sie alle – trotz der durchsichtigen Klischees – auf der Reise durch sein Buch zu unseren Gefährten werden. Wir können mit angehaltenem Atem an ihrem Schicksal teilnehmen – durchaus auch heute noch. Der Publizist und profunde Spanien-Kenner Paul Ingendaay fällt vor einigen Jahren allerdings ein vernichtendes Urteil: „alt und ranzig“ sei das Buch geworden. Das einst als großer Roman gehandelte Werk wirke heute „peinlich gestelzt und viel zu lang“. Ein harsches Wort, das neugierig machen muss. War nicht doch mehr an dem bekanntesten Roman des späteren Nobel-Preisträgers?

In einem Punkt sei Ingendaay vorbehaltlos Recht gegeben: In der Erinnerung fällt es schwer zu sagen, wie die eigenen Bilder im Kopf aussehen, die auf der literarischen Vorlage basieren, oder welche Film-Bilder sich dazwischen schieben. Ingrid Bergman und Gary Cooper haben die Züge der Roman-Figuren angenommen. Das mag gegen die weniger bildkräftige Buch-Vorlage sprechen. Wie sah Maria denn in Hemingways Schilderung aus? Hatte Robert Jordan das Gesicht eines Hollywoodstars wie Gary Cooper? Alles in allem ein Grund mehr, sich an die Lektüre zu wagen.

Lieferbar ist „Wem die Stunde schlägt“ derzeit als Fischer Taschenbuch – mit den beiden Filmhelden auf dem Cover. Daneben sind zahlreiche antiquarische Ausgaben im Angebot.

Gabriele Prein

Impressum:

Informationen – Wissenschaftliche Zeitschrift des Studienkreises Deutscher Widerstand 1933–1945

Nr. 83, Mai 2016, 41. Jahrgang, ISSN 0938-8672

Studienkreis Deutscher Widerstand 1933–1945 e.V., Rossertstraße 9, D-60323 Frankfurt/Main, Telefon: (069) 72 15 75, Telefax: (069) 71 03 42 54
Mail: studienkreis@widerstand-1933-1945.de
Internet: <http://www.widerstand-1933-1945.de>

Redaktion: Thomas Altmeyer, Ursula Krause-Schmitt, Gabriele Prein, Gottfried Schmidt, Isolde Grillhösl
Mitarbeit: Valentin J. Hemberger, Kathrin Kiefer und Jacob Thaler

Gestaltung: GS Grafik & Satz GbR Grillhösl & Schmidt, Parkstraße 65, 65191 Wiesbaden
www.grafiksatz.de; schmidt@grafiksatz.de
Umschlag-Gestaltung: Isolde Grillhösl und Gottfried Schmidt
Erscheinungsweise: Zweimal jährlich (Frühjahr/Herbst) Verkaufspreis: Abonnement 11 Euro; Einzelheft 5.50 Euro jeweils zuzüglich Versandkosten;
Bankverbindung: Postbank Frankfurt/Main, Konto 314 124 603, BLZ 500 100 60
IBAN: DE21 5001 0060 0314 1246 03
BIC: PBNKDEFF

Nachdruck nur mit schriftlicher Genehmigung der Redaktion; © Studienkreis Deutscher Widerstand 1933–1945 e.V.

Wir danken allen Rechteinhaberinnen und -inhabern der Abbildungen für die freundlich gewährte Abdruckgenehmigung. Dort, wo wir trotz intensiver Recherchen die Rechteinhaberinnen bzw. -inhaber nicht ermitteln konnten, bitten wir um Mitteilung.

Diese Ausgabe wird gefördert durch die BGAG-Stiftung Walter Hesselbach.

Regelmäßig über die Aktivitäten des Studienkreises Deutscher Widerstand 1933–1945 informiert sein? Dann abonnieren Sie unseren Newsletter unter: www.newsletter.widerstand-1933-1945.de